



Heimat und Stadtentwicklung

© brytta / Getty images

Aktuelle Debatte:
Im Kontext von Stadt-
und Raumentwicklung

Politisches Ziel:
Wie lässt sich
Heimat gestalten?

Vielfältige Bedeutung:
Warum es multiple
Heimaten gibt



Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



Impressum

Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt-
und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung (BBR)
Deichmanns Aue 31–37
53179 Bonn

Schriftleitung

Markus Eltges
Robert Kaltenbrunner

Redaktion

Karin Hartmann
karin.hartmann@bbr.bund.de

Daniel Regnery
daniel.regnery@bbr.bund.de

Friederike Vogel
friederike.vogel@bbr.bund.de

Stephan Willinger
stephan.willinger@bbr.bund.de

Redaktionsschluss

15. Mai 2019

Satz und Gestaltung

Marion Kickartz

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn

ISSN 0303 – 2493

Verlag und Vertrieb

Franz Steiner Verlag
Birkenwaldstraße 44
70191 Stuttgart
Telefon +49 711 2582-314
Telefax +49 711 2582-390
www.steiner-verlag.de/lzR



Die Beiträge werden von der Schriftleitung/
Redaktion gezielt akquiriert. Der Herausgeber
übernimmt keine Haftung für unaufgefordert
eingesandte Manuskripte. Die vom Autor
vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit
der des Herausgebers identisch.

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement
72,00 € (6 Hefte einschl. Register) zzgl. Ver-
sandkosten (Inland: 14,80 €, Ausland: 23,80 €);
Einzelheft 19,00 € (versandkostenfrei) – Preise
inkl. MwSt. Ihr Abonnement der Informationen
zur Raumentwicklung hat eine Laufzeit von 12
aufeinander folgenden Monaten. Es verlängert
sich um jeweils weitere 12 Monate, wenn es nicht
spätestens 6 Wochen vor Ende der Laufzeit
schriftlich beim Verlag gekündigt wird.

Weitere Informationen

www.bbsr.bund.de/izr

Nachdruck und Vervielfältigung:

Alle Rechte vorbehalten



© bryta / Getty Images

Liebe Leserin, lieber Leser,

Was ist Heimat? „Ein Gefühl“, sagen viele. „Ein Prozess“ sagen Soziologen. „Ortsbezogen“ finden Planer. Heimat kann ab- und ausgrenzen befürchten Skeptiker, während sie – vor allem im Plural – auch die Gesellschaft kittern könne. Heimat ist elementar, vor allem für jene, die sie nicht (mehr) haben.

Wo ist Heimat? Möglicherweise funktioniert Heimat vor allem als Gegensatzpaar zwischen dem Woher und Wohin. Und das ist nicht nur räumlich gedacht. In der Fremde nehmen wir die Heimat stärker wahr. Ohne Verlust keine Sehnsucht, ohne Losgehen kein Ankommen. Heimat als Gefühl Prozess und Ort im Spannungsfeld, das gelegentlich auch Politik und Gesellschaft polarisiert.

Warum hat Heimat gerade wieder Konjunktur? Wir sind in der Welt zu Hause – und die Welt kommt ins Wohnzimmer. Wir wissen längst, dass es nicht egal ist, „ob in China ein Sack

Reis umfällt“. Was „Dort“ geschieht hat Auswirkungen auf das „Hier“ und umgekehrt. So sind wir global vernetzt, arbeiten, konsumieren und diskutieren längst nicht mehr stationär. Wir sind hochmobil und vermissen doch gleichzeitig im globalen Nebel sichere Zukünfte. Möglich, dass dies alles die Sehnsucht nach Überschaubarkeit und Idylle, nach individueller Beheimatung fördert. Dass Heimat kein Nischenthema ist, ist jedenfalls offensichtlich – von neuen Ministerien bis ins Zeitschriftenregal.

Das individuelle Befinden ist aber nicht Diskussionsgegenstand dieser Zeitschrift. Was also tragen Stadt und Raum bei zur gesamtgesellschaftlichen Heimat – oder zu Heimaten? Wie beeinflussen das bauliche und das nachbarschaftliche Umfeld das heimisch sein bzw. werden? Passiert „Beheimatung“ automatisch oder kann sie durch (Stadt-)gesellschaft gestaltet werden?

Friederike Vogel
für das Redaktionsteam IzR

Inhalt

6

Foto: Kreuzschabel/Wikimedia Commons, Lizenz: Cc-by-sa-3.0



48

Foto: Angelika Göb



4

Heimat und Stadtentwicklung

Einführung

Karin Hartmann, Stephan Willinger

6

Heimat: Annäherung an einen so schillernden wie missbrauchten Begriff

Inzwischen, so scheint es, ist Heimat zu einem knappen Gut geworden. Wofür steht der Begriff heute?

Robert Kaltenbrunner

12

Weltbürger – die Menschheit als Heimat?

Es gibt gute Gründe, den missbrauchten Begriff „Heimat“ in vorsichtiger Weise zu rehabilitieren.

Christoph Antweiler

24

Heimaten gestern und heute:

Von Flexibilisierung und Hybridisierungen

Der Artikel beleuchtet die Begriffsentwicklung von Heimat und fokussiert aktuelle Hybridisierungen am Beispiel des Saarlandes.

Karsten Berr, Corinna Jenal, Hannah Kindler, Olaf Kühne, Florian Weber

34

Nachdenken über Heimat als öffentliche Aufgabe

Was bedeutet es, wenn der Begriff Heimat zum Namenspaten für Ministerien wird?

Uwe Altröck

48

Heimat im suburbanen Raum?! Heimisch zwischen Heim und HeimArt

Kann Suburbia Heimat sein oder muss sie es sogar? Wenn ja, für wen und in welcher Form?

Angelina Göb

68



Foto: Dörthe Hagenguth

98



Foto: BBSR/Hans Friedrich

58 **Arrival City: Invisible Diversity at Prague's Housing Estates**

How does international migration change the public space and everyday life?

Marie Heřmanová, Michal Lehečka

78 **Migration und Fachwerkstadt – eine Symbiose?**

Welche Lösungsansätze bietet die „Fachwerktriennale 2019“, um für Neuankommende eine neue Heimat zu schaffen?

Uwe Ferber, Manfred Gerner

68 **Multiple Heimaten – eine Thüringen-Reise**

Ein Blick auf Kannawurf, das Schwarzatal, Saalfeld und das Schloss Bedheim

Roland Lange, Burkhardt Kolbmüller, Ulrike Rothe, Ulrike Rose, Hanka Giller, Anika Gründer, Florian Kirfel

86 **Ein Haus für immer: Heimat in informellen Quartieren in Kolumbien**

Wie entsteht Heimat, wenn eine Verwurzelung an einem für die eigene Lebensgeschichte wichtigen Ort schwierig ist?

Martin Hoelscher

74 **Die Dresdner Neustadt als „Ort des Widerstands“**

Was macht die Neustadt aus? Und warum passt der Begriff „Heimat“ nicht immer perfekt?

Im Gespräch mit Nilsson Samuelsson

98 **Urbane Narrative: Geschichten für Städte im Wandel**

Wie können Narrative zur nötigen Transformation unserer Städte beitragen?

Stephan Willinger



Foto: Karin Hartmann

HEIMAT UND STADTENTWICKLUNG

Einführung

Karin Hartmann

ist Architektin und Journalistin. Seit 2016 Referentin für Baukultur im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR), konzipiert und koordiniert sie Forschungsprojekte für die Baukultur-forschung auf Bundesebene.
karin.hartmann@bbr.bund.de

Stephan Willinger

arbeitet seit 2002 als Stadtforscher am Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) und forscht zu lokaler Governance, Narrativem Urbanismus und Partizipation. Er lehrt Informellen Städtebau an der TU Dortmund.
stephan.willinger@bbr.bund.de

Unterschiedlichste Transformationsprozesse in unseren globalisierten Gesellschaften führen zur Renaissance einer Beschäftigung mit den lokalen und regionalen Bindungen. Alte Fragen werden neu aufgeworfen: Was ist Heimat? Gibt es mehrere Heimaten? Ist Heimat einfach nur Herkunft? Lässt sich Heimat gestalten? Parallel zur gesellschaftlichen Debatte hat sich auch die Politik dieses emotional aufgeladenen Begriffs angenommen.

Eine unvoreingenommene Beschäftigung mit dem Thema ist allerdings nach wie vor schwierig, weil er seit den Nationalsozialisten immer wieder von politischen Gruppen instrumentalisiert wurde. Nichtsdestotrotz scheint der Begriff auch heute wieder eine wünschenswerte Ausrichtung für politisches Handeln anzuzeigen. Und er bezeichnet ein nach wie vor für viele Menschen erstrebenswertes Gefühl, auf das sie ihre Identität aufbauen.

Die mit dem Begriff angesprochene emotionale und kulturelle Verortung von Einzelnen und sozialen Gruppen steht erneut zur Disposition und ist vielleicht heute aktueller denn je. Durch sie „wird die Verflechtung von Orten und Selbsten gelockert oder aufgelöst“, wie Peter Sloterdijk (1999: 25) vor einigen Jahren schrieb.

In diesem Sinne beschäftigen sich die Beiträge dieses Hefts implizit und explizit mit der Frage nach einer zeitgemäßen Interpretation des Begriffs „Heimat“. Sie knüpfen an aktuelle Debatten im Kontext der Stadt- und Raumentwicklung an, vom Zusammenleben in heterogenen Nachbarschaften über regionale Baukultur bis hin zur Entwicklung peripherer Räume. Ein weiterer Aspekt, der die Bedeutung einer neuerlichen Beschäftigung mit dem Begriff besonders deutlich

macht, ist die Integration von Flüchtlingen vor dem Hintergrund kultureller Diversität in deutschen Städten und die Frage, wie die Thematisierung von „Heimat“ im Einwanderungsland Deutschland von Menschen mit Migrationshintergrund wahrgenommen wird. Wer fühlt sich von „Heimat“ angesprochen? Und wer nicht? Die Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal schreibt „Funktioniert Nation als Grenze nach außen, so bildet Heimat eine Grenze nach innen.“ (2019: 104)

Das Konzept der „Heimaten“ bietet hier einen möglichen Ausweg und kann als Hintergrundfolie dienen, um ein Denken in Hierarchien, Authentizitäten, Abgrenzungen zu verhindern. Im Plural schwingt mit, dass es die Heimat als Selbstverständlichkeit nicht geben kann, und somit auch keinen exklusiven Anspruch auf sie. Beate Binder (2017, o. S.) schreibt zutreffend: „Heimat im 21. Jahrhundert zu verteidigen, sollte mit der Anerkennung dessen verbunden sein, dass die vielfältigen Formen der Mobilität und Flexibilität auch mit neuen Formen der Beheimatung einhergehen und neue Formen eines kosmopolitischen Nebeneinanders im lokalen Raum der ‚Heimat‘ im Entstehen begriffen sind.“

Im Heft geht es um eine Annäherung an das Thema „Heimat“ aus verschiedenen Richtungen, die das Oszillieren zwischen konservativem Abgrenzen und kreativer Entwicklung von Eigenart mitdenkt, das der Begriff erzeugt. Hierdurch soll das Nachdenken über „Heimat“ gleichsam zu einem Anlass werden, sich mit Heimatverlusten und -angeboten in unserer Gesellschaft zu beschäftigen. Gerade, weil Heimat so komplex (und zum Teil auch kompliziert) ist, bietet sie einen geeigneten Rahmen, um darüber zu diskutieren, wie wir heute und in Zukunft zusammenleben wollen.

Literatur

Binder, Beate, 2017: Heimat flexibilisieren – Beheimatung ermöglichen. In: *philosophie.ch* (Hrsg.): Blogreihe „Nachdenken über Heimat“.

Sanyal, Mithu, 2019: Zuhause. In: Aydemir, Fatma; Yaghoobifarah, Hengameh (Hrsg.): *Eure Heimat ist unser Albtraum*.

Sloterdijk, Peter, 1999: Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt. In: *Spiegel Spezial*, Nummer 6.



Foto: Kreuzschnabel/Wikimedia Commons, Lizenz: Cc-by-sa-3.0

HEIMAT

Annäherung an einen so schillernden wie missbrauchten Begriff

„Heimat“ gehört zu den sentimental aufgeladenen Vokabeln, die uns das 19. Jahrhundert reichlich beschert hat. Heimat wurde seinerzeit umgemünzt in Wert des Gefühls. Inzwischen, so scheint es, ist Heimat weltweit zu einem knappen Gut geworden. Der Autor nähert sich in diesem Beitrag dem an, wofür Heimat heute steht oder stehen kann.

Dr. Robert Kaltenbrunner

studierte Architektur und Städtebau. Von 1990–1999 war er Projektleiter für Wohnungsbaugroßvorhaben in der Berliner Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr. Seit 2000 ist Kaltenbrunner Leiter der Abteilung „Bau- und Wohnungswesen“ im BBSR.

robert.kaltenbrunner@bbr.bund.de

Zunächst war mit dem Begriff Heimat nur ein einfacher Sachverhalt gemeint: Heimat, so heißt es beispielsweise im Grimmschen Wörterbuch, sei das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder auch nur bleibenden Aufenthalt hat. Das, so meint der Publizist Jörg Magenau, das war einmal. Denn „in der globalen Welt, in der die einen, strotzend vor Mobilität, von Flugplatz zu Flugplatz jetten und andere in überfüllten Fischerbooten hocken oder barfuß durch den Schnee nach Europa marschieren, gibt es Heimat entweder nur für die Glücklichen, die schon da sind, wo sie immer waren, oder man bringt die Heimat mit im Fluchtgepäck und schafft sie sich neu in der Fremde. Heimat ist, wie andere Rohstoffe auch, zu einem knappen Gut geworden, um das weltweite Verteilungskämpfe stattfinden. Wie viele Fremde verträgt sie denn, und was wird dann aus ihr? (Magenau 2017).

Heute wird weithin ein „Heimatschwund“ konstatiert und beklagt, ohne dass freilich die wechselhafte, ja launische Begriffsgeschichte groß beachtet würde. Im Ersten Weltkrieg

wurde das Heimatgefühl von den Nationalisten und dann von den Nazis für ihre Zwecke usurpiert. Heimat hieß dann „Heim ins Reich“, und alles Fremde wurde tendenziell ausgemerzt. Und dass nach dem II. Weltkrieg die sogenannten „Heimatvertriebenen“ – und ihr Beharren auf das Wiederlangen verlorener Territorien – die Debatte bestimmten, hatte zur Folge, dass der Terminus Heimat in der Bundesrepublik alsbald verbraucht war und eher gemieden wurde. Erst mit der Grünen-Bewegung und dem Kampf um die Natur begann sich das erneut zu ändern. „In den 1980er Jahren entstand ja auch“, stellt Jörg Magenau fest, „die große Heimat-Saga von Edgar Reitz. Da wurde das Ganze plötzlich wieder zu einer progressiven politischen Ressource“ (Magenau 2017).

Was wiederum eine alte Einsicht bestätigt: Dass man wohl besser für ein Gefühl kämpft als für eine abstrakte Sache. Grund genug jedenfalls, dem, wofür Heimat steht oder stehen kann, neu nachzuspüren.

Heimat – wo noch niemand war?

Was Heimat ist, erfährt man prima vista aus Filmen der fünfziger Jahre. Dort ist alles versammelt, was der Begriff in einem letzten Sich-Aufbäumen noch zu bieten hatte. Landschaften und Naturgewalten, die Liebe und andere große Gefühle, schicksalhafte Wendungen, soziale Zwänge und unheilbare Krankheiten schreiben ein Drehbuch des Lebens, das mal einen tragischen, mal einen glücklichen Ausgang findet. Die Geschichten, die der Heimatfilm erzählt, sind voraussehbar, sie haben einen Anfang und ein Ende. Es ist, als hätte man sie alle schon einmal gehört. Damit vermitteln sie eine Gewissheit über die Existenz, die das Déjà-vu zum Kriterium werden lässt.

Der Heimatfilm ist eine Fälschung, aber eine gern gesehene. Im Grunde ist er ein Untergangsgenre, aber seine apokalyptische Botschaft wird durch die Methode kleingeredet und verkehrt sich so in ihr Gegenteil. Daran hat der Dialekt, der im Heimatfilm unumgänglich ist, einen beträchtlichen Anteil. Das Schicksal lässt zwar nicht mit sich reden, aber man darf ihm gelegentlich in die Karten gucken.

Als die Bundestagsfraktion der Grünen im Juni 2009 eine Konferenz über „Identitätspolitik“ veranstaltete, warb sie in ihrem Einladungsflyer ganz offensiv mit dem Begriff Heimat: „Eine vertraute Sprache. Ein wohlbekannter Ort. Menschen,

die man kennt. Ein ganz bestimmter Geruch, der Erinnerungen weckt. All dies sind Elemente von „Heimat“, die viele ganz spontan mit diesem Begriff verbinden werden. Gleichzeitig kann Heimat aber auch ganz anders sein. Sie kann in der Entgrenzung des Internets bestehen, wo eine eigene kleine Welt in der Teilnahme an blog-communities aufgeht. Die Fixiertheit auf die regionale Räumlichkeit des traditionellen Heimatkonzepts wird hier aufgehoben. Wieder anderen ist Heimat als Konzept der Identität ohne Bedeutung und sie kommen gut damit aus. Viele definieren Zugehörigkeit in unserer Zeit in neuen Arrangements, ohne dass vertrautes Altes ganz verschwindet. Sie begeben sich auf eine Suche, die Heimat als etwas Utopisches versteht, wo noch niemand war.“

Damit ist man bei Ernst Bloch. Der Philosoph setzt das Wort „Heimat“ nach über 1500 Seiten an das Ende seines Buches „Prinzip Hoffnung“ als Schluss – und Beschluss: „Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“

Ein etwas anderes Bild ergibt sich, wenn man der Literaturwissenschaftlerin Anke von Geldern folgt und – mit Roger Willemsens Deutschlandreise, Ralph Giordanos Deutschlandreise. Aufzeichnungen aus einer schwierigen Heimat, Axel Hackes Deutschlandalbum und Tobias Zicks Heimatkunde – einschlägige Reisetexte zur Hand nimmt, die die Auseinandersetzung mit der deutschen „Heimat“ suchen und auf unterschiedlichste Weise Zugang zu diesem Thema finden: Sei es der Versuch Giordanos und Zicks, der eigenen verräumlichten Identität nachzugehen, sei es die Frage Willemsens nach der ‚Substanz‘ Deutschlands oder die Hackes nach dem Wesen der Deutschen – allen Reisen und Reiseberichten gemein ist, so die Quintessenz, die von Geldern aus den Büchern zieht, dass sie zu Prozessen bzw. zu Dokumenten der Selbsterfahrung arrivieren. So zeigt auch diese Betrachtung, dass nicht die Reise an sich, sondern die Reiseerfahrung zum Ziel einer Befragung von Heimat und Identität wird (zit. nach Kanne 2007).

Dessen ungeachtet wird heute Heimat eher als etwas Bedrohtes, Gefährdetes betrachtet. Weshalb die Reaktion als

Retrobewegung, als Rückgriff auf eine überschaubare, begreifbare Welt, geprägt von einem diffusen Gefühl von Zugehörigkeit und weich gezeichneten Bildern von Harmonie und Identität, nicht per se abzutun ist. Denn dass das Bedürfnis nach Herkunft, Sicherheit und Zugehörigkeit eine treibende Kraft in der Natur ist, hat der Biologe Bernd Heinrich in seinem Buch Heimatinstinkt eindrücklich festgehalten. Darin geht es um die Fähigkeit von Zugvögeln, Insekten oder Aalen, die nach ihren manchmal viele tausende Kilometer umfassenden Reisen punktgenau zum Gebüsch oder Gewässer ihrer Entstehung zurückkehren. Auch wenn man leicht Gefahr läuft, sich die Tiere dem Menschen zu ähnlich zu denken, kann man schlussfolgern: Wenn Vögel genau da ihre Nester bauen, dann tun sie, was wir Menschen auch gerne tun: sich an einen Ort zu binden, um dort bewohnbare Lebensräume zu schaffen (zit. nach Magenau).

Dies – der bewohnbare Lebensraum – bildet nun das entscheidende Stichwort, wenn man den Begriff Heimat mit dem der Raumbildung in Verbindung setzen will.

Wurzeln in der Regionalität

Eine Antwort auf die Frage, was der Beitrag politischer und/oder planerischer Mittel zur „Produktion menschlicher Heimat“ (Ernst Bloch) und zur Herstellung unverwechselbarer Orte sein könnte, mag in einem reflektierten Regionalismus liegen. Grob vereinfacht steht dieser Begriff für eine Umweltgestaltung, die die jeweiligen traditionellen Elemente zu abstrahieren und reduzieren sucht, sie aber doch wiedererkennbar belässt. Hierbei kommt der Architektur eine entscheidende Rolle zu. Des Regionalismus meistzitiertes Beispiel dürfte dementsprechend die „Tessiner Schule“ um Mario Botta, Fabio Reinhart und Luigi Snozzi darstellen, die in den 1970er-Jahren in der italienischen Schweiz „ortstypische“, aber dezidiert moderne Bauten schuf, welche Assoziationen zu dieser Berglandschaft bewusst auch in typologischer Hinsicht hervorrufen (wollen). Daran knüpfte man auch in Graubünden, in Vorarlberg sowie in Südtirol eine schulbildende Auseinandersetzung an, die offenbarte, dass Regionalismus viel innovatives Potenzial besitzt.

Erste intellektuelle Impulse freilich hatte das Thema bereits in den 1930er-Jahren durch John Crowe Ransom erfahren. Regional war für ihn der Gegensatz zu „Progressivität, Industrialisierung, zu freiem Markt, Internationalismus, zu Eklektizismus, liberaler Erziehung, zur Weltvereinigung

oder einfach zur Entwurzelung“. Aus dieser Warte wird die Region nun zu einer Figur der Randständigkeit, des Gegensatzes und der Opposition. Womit der Begriff plötzlich eine tendenziell utopistische Konnotation erfährt. Just da setzte dann der renommierte Architekturtheoretiker Kenneth Frampton an, der sich auf diesem Feld die Deutungshoheit erobert hat: Region in seinem Verständnis ist eine Art suggestives „Vorstellungsfeld“, das in einer anderen Welt als der unsrigen liegt. „Die Kraft der provinziellen Kultur beruht auf ihrer Fähigkeit, das künstlerische Potential der Umgebung aufzunehmen und zugleich Einflüsse von außen zu verarbeiten.“ Es ist der Versuch, im Zeitalter von Utilitarismus und Arbeitsteilung einen Ort zu entwerfen – eine „Region“ –, in der die Architektur eine Erfahrung spiritueller Einheit ist, in der die Gesamtheit einer Gemeinschaft wiederhergestellt und die mechanischen Stereotypen der Moderne überwunden werden.

Das ist vielleicht sympathisch, aber nur bedingt realistisch. Und man schwebt in der latenten Gefahr, bloß nostalgische Assoziationen zu bedienen. Andererseits leuchtet es ja durchaus ein, sich mit den Möglichkeiten der Verräumlichung stärker als bisher auf regionale und lokale Charakteristika zu besinnen, ohne sich den neuen Rahmensetzungen

in Wirtschaft und Gesellschaft zu verschließen. Im gleichen Maße, wie die Globalisierung eine stärkere Nivellierung der Lebensumstände provoziert, scheint – komplementär dazu – das Bedürfnis nach je eigenen Kulturen und Traditionen zu wachsen. Offenbar lässt sich aus der Dialektik von Vereinheitlichung und Differenzierung, Freiheit und Bindung, universalistischer Strömung und partikularistischer Bestrebung doch so etwas wie „Identität“ schöpfen.

Tatsächlich ist es ja so: Viele Regionen wurden – und werden – zwar oft als „Provinz“ abgetan, haben aber immer wieder – und durchaus erfolgreich – versucht, dem Programm der Globalisierung mit viel kommunalem Eigensinn zu trotzen. Hier wird, mehr als anderorts, sichtbar, dass wir einge-

bettet sind in eine ganz bestimmte, regional geprägte Kultur. Und die gibt uns die Raster vor, durch die wir die Welt sehen. Das ist so selbstverständlich, dass wir es leicht vergessen. Ohnehin wäre anzuerkennen, dass Raum eine identitäre Kategorie beinhaltet: Raum verdichtet sich zu Orten, mithin zu Heimat. „Die soziale und sozialpsychologische Beziehung zu einem Ort“, so notierte es einmal der Soziologe Detlev Ipsen, „ist nicht nur für viele Menschen von Bedeutung, sondern auch für die Entwicklung der Orte selbst. Die Verbindlichkeit, mit der sich Handlungen auf einen Raum beziehen, hängt von dem realen und symbolischen ‚Ortsbezug‘ ab. Auf diese Weise entwickeln sich lokale Milieus, die ihrerseits die Entwicklung des Ortes bestimmen.“

Heimat finden in der Stadt

Das Vertraute und Wiedererkennbare, das physisch Fassbare, an das Erinnerungen geknüpft werden und welches Gefühle auszulösen vermag: In unserem „kollektiven Gedächtnis“ sind sie, so der Philosoph Maurice Halbwachs, unverzichtbar. Deswegen komme auch dem materiellen Aspekt der Stadt große Bedeutung zu, sei er doch für die affektive Bindung vieler Einwohner ausschlaggebend: Denn eine Mehrzahl der Stadtbevölkerung würde „zweifelloso das Verschwinden einer bestimmten Straße, eines bestimmten Gebäudes, eines Hauses sehr viel stärker empfinden als die schwerwiegendsten nationalen, religiösen, politischen Ereignisse“.

Gerade die historischen Altstädte spielen in der zeitgenössischen Gesellschaft eine große Rolle. Egal, in welche Stadt man reist, der erste Weg führt einen zum historischen Stadtkern. Dort liegen die Anfänge. Man kann Altstadt sogar als einen Ort verstehen, an dem eine kollektive Vergangenheit konstruiert wird. „Damit Menschen in einer Gemeinschaft sich darüber verständigen können, was sie sich für ihre Zukunft erwarten, müssen sie wissen, was sie miteinander teilen, was die Grundlage ist, von der aus sie Zukünftiges projizieren. Die meiste Vergangenheit liegt außerhalb der persönlich erlebten.“ (Holl 2012) Ist die Altstadt nicht eines der Instrumente, um sich einer potenziell gemeinsamen Vergangenheit zu vergewissern?

Jedenfalls mag es der Mensch, sich umgeben von Geschichte zu bewegen, weil es ihm das Gefühl vermittelt, Teil dieser Geschichte zu sein. Man nennt das Geborgenheit. „Menschen sind zu ihrem Wohlbefinden auf eine differen-

zierte und ästhetisch ansprechende Umwelt angewiesen“, konstatierte einmal der Geograph Peter Jüngst. Gerade Altstadtareale werden vielfach positiv bewertet, seien sie doch „gleichsam abgekoppelt von heutiger Realität“ und „geraten damit zu zeitlosen, von Belastungen der Gegenwart scheinbar mehr oder weniger losgelösten Gegenwelten.“ Diese Gegenwelt wiederum ist, so Jüngst, „nicht nur der Ort eher passiven Wohlbefindens, sondern vermag zugleich auch Raum beschwingter Lebendigkeit, von Entdeckungsfreude, von spielerisch gearteten Aktivitäten zu sein“.

Und ein Geborgenheitsbaustein ist eben die Architektur. Sie ist, wie es der amerikanische Theoretiker Karsten Harries formuliert, „nicht nur um den domestizierenden Raum herum. Sie ist auch eine große Schutzmaßnahme gegen den Terror der Zeit.“ Der Wunsch nach festen Bezugspunkten wird durch den Prozess der fortschreitenden Individualisierung, der Pluralisierung der Lebensstile, der Ausdifferenzierung der Milieus nicht etwa verringert, sondern eher noch verstärkt. Selbst wenn wir im urbanen Kontext leben – also irgendwo in Dortmund oder München, in Köln oder Stuttgart –, dann reden wir häufig davon, dass wir „in die Stadt gehen“ – und wir meinen damit, ganz selbstverständlich, die Innenstadt. Insbesondere ihr altstädtischer Kern bietet uns eben das, was wir sonst nirgendwo so recht finden können: Sie ist lebendig, offen und vielfältig in ihrer Gestaltung und Nutzung. Sie steht für Einmaligkeit, Charakter und Authentizität. Und sie ist – wenigstens idealtypisch – ausgestattet mit einer symbolischen Kraft – wenngleich sie von recht austauschbaren Nutzungen geprägt sind.

Von dieser Prägekraft ist im normalen Stadtag allerdings heute nur noch wenig zu spüren. Weithin gesichtslose Neubauten, dominante Verkehrsschneisen, Lärm und Stau, disperse und ausgefranste Raumsituationen. Die Anbetung einer puren Zweckrationalität beziehungsloser Einzelbauten mit annähernd normierter Gestaltung ihrer Fassaden ist eine Folge dieser Moderne. Derartige Siedlungen lassen sich in Mitteleuropa in allen Agglomerationen rund um die historischen Städte finden. Wenn man die Menschen fragte, ob sie in den heutigen Gebäuden mit ihren glatten Fassaden und fehlenden stadträumlichen Bezügen gerne wohnen, würde wohl eine Mehrheit dem Wohnen in historisch geprägten, raumbildenden Stadtteilen mit ihren vielfältig nutzbaren Häusern und Innenräumen den Vorzug geben – was im Übrigen der Wohnungsmarkt tausendfach bestätigt.

Das Bedürfnis nach geschlossenen Stadtbildern ist weit verbreitet – und alles andere als illegitim. Die Menschen fahren eben nicht zufällig nach Rothenburg oder Bamberg, nach Lübeck oder Quedlinburg und schauen sich die gut gefügten Stadtbilder an. Gleichgültig, ob es sich um eine Straße oder einen Platz handelt, der Mensch sucht nach Geborgenheit – in manchen Lebensphasen vielleicht mehr als in anderen. Es ist dies eine genetische Vorprägung, die seit Jahrtausenden wirksam ist. Selbst das spektakulärste Bauwerk wird erst dann reizvoll, wenn es in einem harmonischen Rahmen steht. Wenn alle Häuser ungewöhnlich sind, dann ist keins mehr besonders. Von ebendieser Sehnsucht zeugen auch die jüngst enorm zunehmenden Rekonstruktionsvorhaben,

die verschwundene historische Bauten ersetzen sollen. Die besondere Begeisterung dafür ist etwa in Berlin, Braunschweig oder Frankfurt, in Nürnberg, Dresden, Potsdam und Hannover zu beobachten.

Recht besehen scheinen die Bilder des Bekannten und Altgewohnten immer wichtiger zu werden. Für mehr und mehr Menschen passen zum Beispiel Schlösser genau deshalb in die heutige Zeit, weil sie so anders sind: Sie stehen für das Unverwechselbare in einer Welt, deren Städte einander immer ähnlicher werden. Sie verkörpern Dauerhaftigkeit statt Hektik, sie weisen zurück in eine zwar nicht heile, doch bekannte Epoche statt in eine ungewisse Zukunft. Das gestiegene Interesse für solche Fragen bestätigen auch die zahlreichen Bürgerinitiativen, die sich mit großer Leidenschaft sowohl der Erhaltung des Bestandes als auch der Wiedererrichtung wichtiger Bauten und Ensembles widmen. Erneut heimisch zu werden in den Strukturen der überlieferten Stadt, scheint heute ein weithin akzeptiertes Ideal. Mit dem Blick zurück geht man abgesichert nach vorne.

Bei aller Ambivalenz, die der Suche nach geschlossenen Stadtbildern, nach der authentischen Altstadt – oder einem anderen retroaktiven Impetus – innewohnt, darf man doch zumindest ein klares Fazit ziehen: Wenn man die Stadt weiter entwickeln will, so impliziert das die Frage, was Gestaltung ist, und wie sie Anmutungsqualitäten mit Alltagstauglichkeit verbindet.

Heimat, Raum und Zeit

„So unbestimmt der Begriff Heimat im alltäglichen wie im wissenschaftlichen Gebrauch auch sein mag, so klar ist der Typus der ihm verwandten Bilder des Überschaubaren, Ursprünglichen, Individuellen und Malerischen, wie sie durch die Heimatschutzbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts transportiert und in Postkarten und Reisebeschreibungen manifestiert worden sind“ (Scheuermann 2010). Und womöglich meint Heimat heutzutage weniger einen lokalen, als einen zeitlichen Ort. Dieser liegt in einer Vergangenheit, in der es keinen Funktionalismus, keine Technik, keine entfremdete Arbeit, keine Großstadt, keine Masse, keine Beschleunigung gibt. Man erreicht zwar diese Welt nur durch die Mittel der Moderne, doch liegt sie dann jenseits von Intellektualität, Ökonomie, moderner Zivilisation. Die Publizistin Carolin Emcke entwickelte vor einiger Zeit die These, dass sogenannte Heimatgefühle eher von Geschichten als von

Orten oder gesellschaftlichen Kontexten ausgelöst würden und alles, was gemeinhin als Heimat konstituierend gilt, nur ein Code für die Erinnerung an das sei, was den Einzelnen geprägt hätte. „Ich stelle mir Heimat als ‚Die Kunst der Fuge‘ von Bach vor“, bekennt sie, „als unfertige Partitur, als offener Klang, als nicht zu Ende geschriebenes musikalisches Werk.“ Hier ist offenkundig die Suche selbst die Heimat.

Einer anderen Prämisse zufolge, die ebenfalls nicht ganz neu ist, fühlt sich der Mensch erst in den Ferien als wahre Existenz. Die Ferien aber verbringt er in der Fremde, sodass eine Verwechslung eintritt: Das Fremde ist das Eigentliche, das Ferne das Innerliche, das Heimatliche. Die Optik des Bayerischen hat den Vorteil, dass das Fremde transportabel und nach Hause mitzunehmen ist. Die barocken Türen, die rustikale Ausstattung im Vorstadtheim sind Souvenirs der Selbst-

findung, Reliquien eines besseren Ich. Wahlweise kann man sich natürlich auch mit der Toskana oder einer griechischen Insel behelfen. „Heimat“ gehört zu den sentimental aufgeladenen Vokabeln, die uns das 19. Jahrhundert reichlich beschert hat. Heimat als handfester Besitz an Gut und Boden wurde umgemünzt in Wert des Gefühls.

Seit langem sind zwei gegensätzliche Tendenzen am Werk, die darauf abzielen, den Heimatschwund aufzufangen: Einerseits Regress auf die beschränkte „Welt des Heimatbodens“, auf Neohistorismus und Neoprovinzia.

Andererseits das Streben nach globalen Zielen, die Suche nach „Einheit“ vermittelt abstrakter Konstruktionen. Die Überdehnung des Lebensraumes im zweiten Fall führt ganz offenkundig zu Spaltungen. Eine Alternative, wie sich der Heimatschwund auffangen ließe, und mit der die extremen „Lösungen“ vermieden würden, liegt womöglich im Rückgriff auf den alten Terminus der Region, mit dem ein Lebensraum mittlerer Reichweite umschrieben wird, fern eines Mikro- und Makrokosmos.

Freilich muss man mit Thea Dorn auch konstatieren: „Wer heute von Heimat spricht, macht sich dem Zeitgeist verdächtig. In seltener Einhelligkeit verziehen der Turbo-Tech-Jünger und der Utopie-Apostel die Miene. Jener hat gelernt, dass er überall dort zu Hause zu sein hat, wo er sein Smartphone laden kann und das mobile Netz ihn nicht im Stich lässt. Dieser verbietet sich die Sehnsucht nach Heimat, weil er fest daran glaubt, dass alle Menschen Brüder – und

Schwestern! – sind, und wer braucht Angestammtes, wenn er sich der gesamten Menschheit verbunden weiß? Wer auf Heimat beharrt, sperrt sich dagegen, dass der Mensch des frühen 21. Jahrhunderts weiter nichts sei als ein global-flexibler User. Wer auf Heimat beharrt, zweifelt daran, dass Weltbürgertum mehr sei als eine kosmopolitische Schimäre. (...) Sollten sich nicht all jene, die meinen, das Problem der Heimat sei im Global Village ein für alle Mal passé, einen Satz von Carl Améry zu Herzen nehmen? Mit präzisiertem Sarkasmus spitzt er zu: „Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.“ Er, der Verjagte, erlaubt sich das Bekenntnis, dass Heimat Sicherheit sei; und dass der, der keine Heimat (mehr) hat, der „Ordnungslosigkeit, Verstörung, Zerfahrenheit“ verfallt.“ (Dorn 2017).

Wie auch immer: Es bleibt festzuhalten, dass sich zwar der Heimatbegriff in den letzten Jahren erheblich gewandelt hat – und dass Zeit und Ort der Kindheit dabei ihre Bedeutung verloren haben mögen, wie der Literaturwissenschaftler Bernd Hüppauf betont. Aber fraglos ist das Bedürfnis nach Heimat nach wie vor existent. Deshalb muss man der Frage nachgehen, „welche Bedeutung dem Wort im Diskurs unter fundamental veränderten Lebensbedingungen zugeschrieben wird. Oder was die Wiederkehr des Begriffs im Zeitalter der Globalisierung leisten kann“. Nicht zuletzt, weil beiden Fragen ein elementarer Raumbezug inhärent ist, sind hier Stadtentwicklung wie Raumordnung gefordert. Sich abzuarbeiten an einer zeitgemäßen Interpretation von Heimat: das ist den Schweiß des Edlen wert.

Literatur

Bloch, Ernst, 1959: Das Prinzip Hoffnung.

Dorn, Thea: Habe den Mut, dich wirklich zu Hause zu fühlen. In: Neue Züricher Zeitung, 07.07.2017.

Göring-Eckardt, Katrin; Kuhn, Fritz, 2009: Heimat. Wir suchen noch. Veranstaltungsflyer Grüne Kulturkonferenz am 19.07.2009. Berlin

Holl, Christian, Merx, Luc, 2012: Diskutiert endlich! In: geman-architects.com., 04.04.2012.

Kaltenbrunner, Robert, 2011: Dialekt und Umgangsform. Was braucht – und bietet – eine Region wie die Oberpfalz an „Baukultur“? In: Büro Wilhelm (Hrsg.) Aktuelle Architektur der Oberpfalz III, Amberg 2011, 112–115.

Kaltenbrunner, Robert; Jakubowski, Peter, 2018: Die Zukunft der Stadt. Berlin.

Magenau, Jörg, 2017: Heimat hat viele Häfen. Heimat gibt es nur noch im Plural. Ignorieren sollte man ihre Wirkmacht aber nicht. In: Der FREITAG, Nr. 15, 2017.

Kanne, Miriam, 2007: Rezension zur Tagung „Heimat. Zwischen Lebenswelt und Inszenierung“ 22.11.2006 – 26.11.2006 Dresden. In: H-Soz-Kult, 04.02.2007.

Scheuermann, Ingrid, 2011: Rezension: Gerhard Vinken: Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, Berlin: Deutscher Kunstverlag 2010. In KUNSTFORM 12 (2011), Nr. 7 www.arthistoricum.net/kunstforum/recensionen/ausgabe_2011/7/17616 [abgerufen am 07.05.2019].

Heute
empfehlen wir



Heimat



WELTBÜRGER – DIE MENSCHHEIT ALS HEIMAT?

In öffentlichen Debatten wird „Heimat“ oft einseitig mit dem Geburtsort oder einem „Land der Herkunft“, assoziiert. Der Begriff ist historisch vielfach belastet und steht unter prinzipiellem Ideologieverdacht, was angesichts seiner derzeitigen Renaissance nicht vergessen werden sollte. Es gibt dennoch gute Gründe, den wegen nationalistischer Konnotationen und nationalsozialistischem Missbrauch berechtigterweise verpönten Begriff heute in vorsichtiger Weise zu rehabilitieren.

Prof. Dr. Christoph Antweiler

ist Ethnologe und Professor für Südostasienwissenschaft am Institut für Orient- und Asienwissenschaften der Universität Bonn. Antweiler forscht zu Kognition, Stadtkultur, Ethnizität, Popularisierung von Wissenschaft, lokalem Wissen und pankulturellen Kulturmustern. Seine Hauptforschungsregion ist Südostasien, insbesondere Indonesien.

christoph.antweiler@uni-bonn.de

Der wissenschaftlich gängige Heimat-Begriff vermischt drei raumbezogene Phänomene, die empirisch nachweislich disparat sind: einen Bezug auf Ortsnamen, ein kleingruppenbezogenes Heimatgefühl und emotionale Bezogenheit auf größere soziale Einheiten, in der Regel Gemeinden oder Stadtteile. Auf eine Systematisierung dieser Ortsbezüge aufbauend fragt der Beitrag, inwieweit Heimat jenseits enger territorialer Bezüge verstanden werden kann. Heute begegnen die meisten Menschen dieser Welt an einem normalen Tag mehr Fremden, als prähistorische Menschen in ihrem

ganzen Leben. Kann Heimat als eine weltbürgerliche Orientierung gestaltet werden, welche lokale Lebensbezüge mit einer Perspektive auf die Menschheit als Ganze plausibel verbindet? Hierzu erörtere ich, inwiefern Urbanität, verstanden als spezifische ortsbezogene Umgangsweise untereinander dauerhaft fremd bleibender Menschen, ein Modell für einen solchermaßen „lokalisierten Kosmopolitismus“ sein kann. Die Leitfrage ist, ob wir im Zeitalter des Anthropozäns in der Einheit der Menschheit eine neue Form von planetarer Heimat finden könnten – jenseits von Wunschdenken.

Einführung: Heimat? – Heimat!

Das Hauptproblem des vielfältig schillernden Heimat-Begriffs wird oft in seiner deutschen Prägung gesehen. Spezifisch deutsch daran ist sicherlich die historische Basis, nämlich die Kontinuität einer Ortsgemeinde als kleinster politisch institutionalisierter Einheit. Damit verbunden sind örtliche „Heimatrechte“, welche der wirtschaftlichen Sicherung der Gemeinden dienten und gleichzeitig einzelne Personen ökonomisch absicherten, etwa in Notlagen, wenn keine Verwandten da waren (Treinen 1965: 240). Die Voraussetzung, um diese Rechte zu haben, war die Geburt im Ort oder ein längerer dortiger Wohnsitz. Im Mittelpunkt steht

hier also eine deutsche Tradition der Zugehörigkeit durch eine örtlich fixierte Kategorie der Rechte. Davon zu unterscheiden sind romantische und nostalgische Ideen der Lokalität, die im deutschsprachigen Raum in besonderer Ausformung entwickelt wurden, ohne dabei prinzipiell antimodern zu sein (dazu Applegate 1990, Blicke 2004).

Vieles, aber nicht alles am gängigen Heimat-Begriff ist Deutschland-spezifisch. Heimat muss nicht auf ganze Länder bezogen sein, nationalistisch bzw. patriotisch gedacht, dörflich oder ländlich konnotiert, traditionalistisch oder nostalgisch gefärbt oder spießig sein oder als heile Welt gesehen werden. Ein passender Terminus, der alle Konnotationen zu Familie, Verwandtschaft, Kleingruppe, „Verwurzelung“ und auch eine positive Wertung usw. vermeidet, dabei aber den örtlichen Bezug wahr, ist „Ortsbezogenheit“. Der Beitrag befasst sich mit Heimat als Ortsbezogenheit, die entweder unterhalb oder oberhalb der nationalen Ebene angesiedelt ist.

Heimat ist zunächst etwas Kognitives und vor allem affektiv-emotional bezogenes im Individuum. Heimat ist im Kern ein psychisches Phänomen mit engem Bezug zu Identität und Identifikation. In erster Linie bedeutet Heimat ein Gefühl der räumlich bezogenen Zugehörigkeit, der Geborgenheit und der Sicherheit. Heimat als Generalnenner ist schillernd, aber dahinter verbirgt sich eine affektive Haltung, sich an einem Ort vertraut zu fühlen, sich zu diesem Ort hingezogen zu fühlen und sich in zumeist positiver und selektiver Weise an ihn zu erinnern (Zöller 2017). Dieser Ortsbezug ist von hoher Relevanz für Identität. Das „ich bin“ bedarf eines „dorthin gehöre ich“. Dabei spielt neben Emotionen bzw. Affekten auch Kognition eine wichtige Rolle. Dies wird oft durch ein Erleben bekannter Landschaft, gewohnter gebaute Umwelt, Wiederholungen im menschlichen Umgang sowie Rituale



Foto: Christoph Antweiler

Kölner Karneval: „Uns Sproch es Heimat“. Ein Gefühl der Zugehörigkeit

erzeugt. Hier fühlt man sich aufgehoben und kann sagen: „hier bin ich unbeschwert“.

Heimat ist der Ort, der mir bekannt ist und wo ich gekannt bin“ und wo ich mich deshalb sicher bewegen kann. Ort und Zeit passen hier zusammen. In der Zeiterfahrung ist das Geborgenheitsgefühl oft mit einem Gefühl der Entschleunigung verbunden (Rosa 2007). Wenn diese Resonanzachse, die in der Gegenwart Halt gibt und im Zeitverlauf Stabilität verspricht, fehlt oder verloren gegangen ist, bedeutet Heimat die Sehnsucht nach dieser Geborgenheit: Heimweh. Als Gefühl hängt Heimat damit an Örtlichkeiten, am eigenen Körper und an anderen Personen.

Heimatbezogenheit besteht in einem biographisch basierten und oft sehr persönlich gefärbten Raumbezug (Schmitt-Roschmann 2010: 9–14). Im Kern geht es aber nicht um die Zugehörigkeit eines Menschen zum Raum selbst, sondern um einen Bezug zu verorteten sozialen Interaktionen und Sozialstrukturen. Im Mittelpunkt steht der dauerhaft örtlich basierte soziale Interaktionsraum sozialer Gebilde von der Größe einer Kommune (Treinen 1965; Kronenberg 2018: 14–47). Wenn man Menschen sozialwissenschaftlich zu ihrer Haltung befragt, stehen ganze Nationen, Länder oder andere Großräume – ganz anders als im traditionellen nationalistisch aufgeladenen Heimatbegriff – eher nicht im Zentrum von Heimatgefühlen.

Systematisierung: Heimat als psychische Ortsbezogenheit

Heimat wird zwar vielfach öffentlich präsentiert, und repräsentiert, und Heimat ist in mancher Hinsicht mehr als ein Ort, etwa in der Literatur (Gebhard/Geisler/Schröter 2007; Frühwald 2011). Deshalb sollte sie aber nicht mit jeglicher Form lokaler Verbundenheit (z. B. ethnischer oder regionaler Identität) gleichgesetzt werden. Das oben beschriebene Gefühl der örtlichen beinhaltet mehreres: Menschen identifizieren sich mit einem Ort (bzw. einem Gebiet); sie sind anhänglich an einen Ort; sie leiten ihre Herkunft von einem Ort ab und sie werden von anderen mit einem Ort identifiziert bzw. diesem zugeordnet. Prototypisch ist dieser Heimatort der Geburts-Ort, der Ort des Aufwachsens und ebenso prototypisch ist es ein kleiner Ort oder ein kleine Kulturlandschafts-Einheit. Einige dieser Merkmale treffen aber heute oft nicht mehr in ganzem Umfang zu (siehe unten).

Heimat ist keine fest gegebene Größe (Kühne/Jenal/Weber 2017: 25). Sie muss gebildet werden, sie wird „gemacht“, aber nicht mal eben gebastelt. Besonders leicht kann sie in einem Ort mit einer begrenzten Zahl an Menschen entstehen. Ein solcher Ort ist überschaubar und die Mitmenschen lassen sich dauerhaft persönlich erleben, sodass ein großer Teil der Interaktionen in unbefragter Weise abläuft. Heimaten sind selbst geschaffene „kleine Welten“ (Bausinger 1991, Greverus 1979), aber eben oft nicht die ganz kleinen Welten der Familie, des Haushaltes oder der unmittelbaren Nachbarn, sondern die Lebenswelten von Gemeinden oder Stadtvierteln.

Der Kern von Heimatbezogenheit entsteht dann, wenn man bestimmte soziale Erlebnisse immer wieder an den gleichen

Orten, zum Beispiel in einer Gemeinde, macht. Als soziale Konstruktion basiert Heimat vor allem auf sozialen Bezügen (Kühne/Jenal/Weber 2017: 23). Es ist nicht einfach eine verkehrsreiche Straßenecke, ein schöner Platz, ein kleiner Kiosk, eine alte Kirche oder eine romantisches Tal. Nein, es sind die dauerhaft **wiederholten Begegnungen in sozialen Situationen an bestimmten Orten**. Heimat finde ich am besten, wenn ich bei den täglichen Wegen immer wieder an bestimmten Orten auf bestimmte Menschen stoße und ähnliche soziale Situationen erlebe. Das müssen nicht unbedingt mir persönlich bekannte Personen sein, aber es sind immer wieder dieselben Menschen und typische Situationen. Heimat wächst, indem ich intensiv mit anderen Menschen an bestimmten Orten gemeinsame Erlebnisse habe und dies häufig und über lange Zeit.

Erst bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass der Begriff „Heimat“, auch wenn er auf Ortsbezogenheit spezifiziert wird, verschiedene und teilweise inkommensurable Phänomene der Orts-Zugehörigkeit (place belonging, sense of place; vgl. Hirsch 2018), beinhaltet. Diese können zwar empirisch zusammen auftreten, müssen aber nicht miteinander verkoppelt sein und sollten deshalb analytisch unterschieden werden (Treinen 1965: 239, 242 f., 253). Zum Einen gibt es (1) eine vor allem kognitive Ortsbezogenheit, in der ein Ortsname ein lokal gebundenes Sozialsystem symbolisiert. Dieser Ortsbezug braucht nicht mit Gefühlen auf Seiten der so charakterisierten Person verbunden zu sein. Es handelt sich um örtliche Identifizierung, die als formaler Referent die soziale Zugehörigkeit von Menschen regelt (klassifikatorische Ortsnamen-Bezogenheit).



Foto: Christoph Antweiler

Freunde, Finden, Heimat fühlen. Der Heimatort muss nicht der Geburtsort sein

Von der eher kognitiven Ortsnamen-Bezogenheit zu unterscheiden ist (2) das Heimat-Gefühl. Hierbei handelt es sich um eine emotionale Bindung an örtlich gebundene Intim-Gruppen bzw. relativ geschlossene Systeme gemeinschaftlicher Interaktion, wie die Familie. Die Symbole für ein solches At-home-feeling sind lokale Phänomene innerhalb eines Ortes, etwa das Elternhaus oder ein Landschaftsausschnitt. Sozial großmaßstäblicher als dieses Heimatgefühl ist (3) die emotionale Orts-Bezogenheit (Treinen 1965: 242–247). Hier besteht eine affektive Bindung an größere Sozialsysteme, typischerweise an eine Gemeinde als Ganzes. Dies beinhaltet weniger gemeinschaftlich ausgebildete Interaktionen, sondern Interaktionen des Individuums in offeneren Systemen, die durch den Ortsnamen symbolisiert werden. Im Rahmen komplexer und dynamischerer Gemeinden ist hier von zentraler Bedeutung, dass weder Herkunfts-Familie und Verwandtschaft, noch Kindheits- und Jugend-Erlebnisse, noch Freundschafts-Beziehungen im Mittelpunkt stehen, sondern der größere Verkehrskreis. Das sind die Personen, die selbst im Ort Gemeinde-bezogen interagieren und einander als zum Ort gehörig ansehen.

Emotionale Ortsbezogenheit besteht demnach in einem Bezug im Denken und Fühlen auf ein räumlich gebundenes Sozialgebilde, nicht auf den Raum selbst. Räumlich (in einer Gemeinde) konzentrierte dauerhafte Sozialbeziehungen werden dabei über den Orts-Namen symbolisiert. Entscheidend für emotionale Ortsbezogenheit ist die Wohndauer an einem Ort – und das damit meist gegebene Engagement für die Gemeinde, statt nur für eine Kleingruppe oder Familie. Nicht entscheidend ist dagegen, ob dies der Geburtsort bzw. der Ort der Jugendzeit oder ein späterer Langzeitwohnsitz ist. Gegenüber der derzeit verbreiteten Vorstellung von „Herkunft“, die durch die starke Baum-Metapher der „Wurzeln“ (Bettini 2018, bes. 26–32) bestärkt wird, ist zu betonen, dass der Heimatort eines Menschen eben nicht notwendigerweise der Geburtsort ist.

Heimat und die meso-kosmische Orientierung des Menschen

Warum ist das Räumliche, genauer gesagt, warum sind kleine und mittelgroße Räume so bedeutsam für ortsbezogene Identität? Die Basis für die Relevanz des Räumlichen ist eine anthropologische: Menschen leben in und mit ihren Körpern in physischen Umwelten. Körperlich wichtige Dimensionen des Lebens sind verortet und deshalb sind Luft, Gerüche, Klima, Musik und Sprache immer wieder von Akteuren benannte Aspekte von gefühlter oder erinnelter Heimat (z. B. in Zöller 2017). Erinnerungen an Heimat werden oft

durch Fotos und Gegenstände geweckt oder wachgehalten (Egger 2014). Die Verortung als zentraler Aspekt von Heimat gilt nicht nur für aktuell erlebte oder für erinnerte Heimat. Sie charakterisiert auch Heimaten, die „nur“ vorgestellt, imaginiert oder phantasiert werden: auch Sehnsuchtsorte sind Orte (für literarische Beispiele siehe Renz 2015).

Warum ist die Heimat für Menschen so wichtig? Menschen leben nicht nur als Individuen. Entscheidend für einen gro-

ßen Teil menschlichen Handelns, für Motive und Affekte im Alltag ist der soziale Nahraum. Dies beinhaltet das geographische Umfeld inklusive der Sozialpartner. Menschen aller Kulturen streben nach einer Einbindung in eine „Wir-Gruppe“. Und solche Gefühle lassen sich offenbar besonders gut an Symbolen oder Räumen festmachen (Simmel 1992). Heimat in diesem Sinn ist auf den sozialen Nahraum beschränkt. Identität erfordert Beheimatung (Mitzscherlich 2010). Das „Ich bin“ bedarf des „Dorthin gehöre ich“. Sie hat deutlich weniger mit großen Gebilden wie Deutschland zu tun. Sehr große Einheiten, wie Staaten oder gar die Europäische Union, eignen sich offenbar weniger für Heimatgefühle als der soziale Nahraum (zu größeren Einheiten vgl. Thüne 1987).

Aufgrund der evolutionären Genese in kleinen Gruppen sind Menschen durchschnittlich sowohl emotional als auch in der sozialen Kognition auf „mesokosmische“ Maßstäbe gepolt. Menschen lebten relativ ortstabil in überschaubaren territorial orientierten Kollektiven (Wuketits 1995: 11 f.; Verbeek 2012; Dunbar 2016: Kap. 3). Dies heißt nicht, dass wir darin determiniert sind. Kulturwissenschaftliche Ansätze allein können diese universal starke Tendenz zu kleinen Räumen und Gruppen nicht erklären. Ein Beispiel ist das weltweit „erfolgreiche“ Familien-Idiom in nationalistischen Ideologien. Trotz großer anderweitiger Vielfalt wird die Nation in langfristig „erfolgreichen“ Nationalismen als imaginierte Gemeinschaft und eben nicht als Gesellschaft präsentiert und repräsentiert (Anderson 2005). Ein weiteres Beispiel sind virtuelle Welten, die in der Regel überschaubare Netzknotten und stark vertraute lokale Umgebungen spiegeln (Renn 2001: 103, Gamble/Gowlett/Dunbar 2018: 39–60, 201–203).

Aus all diesen Gründen ist die räumliche Bezugseinheit von Heimat primär kein Land, kein Staat und keine Nation. Dies sollte in der aktuellen Debatte um Migration und Geflüchtete beachtet werden. Wenn wir etwa sagen, dass die „Hei-



Foto: Christoph Antweiler

Heimat als Sehnsuchtsort: Iranische Heimat in Deutschland

mat“ eines aus Syrien geflohenen Menschen Syrien sei, hat das fast keinen Informationswert. Wir wissen damit kaum etwas über diesen Menschen: Wir wissen nicht, wer sie oder er ist und auch nicht was sie oder er ist. Viel entscheidender kann ihre oder seine konkret verortete kleine Lebenswelt am Stadtrand von Aleppo (die sich von anderen in derselben Stadt deutlich unterscheiden kann) oder etwa eine ländlich geprägte, aber in große Transportnetzwerke eingegliederte Gemeinde sein. Da unterscheidet Heimat von den – oft politisierten – großräumlichen Verortungen regionaler Zugehörigkeit und nationaler „Herkunft“ (Pfaff-Czarnecka 2012: 34–46).

Heimat heute: jenseits des Geburtsorts und die vermeintliche Ortlosigkeit in der Moderne

Als Begriff entwickelte sich Heimat in europäischen Ländern seit dem 18. Jahrhundert und besonders stark im 19. Jahrhundert. Moderne Gesellschaften eröffnen für den einzelnen Menschen Freiheiten, gerade dadurch aber auch Unsicherheit. Die bis dato weitgehend feste soziale Position jeder Person wird veränderbar. Man kann auf- und absteigen; es gibt kulturelle Vielfalt. Gesellschaften werden offener, die

Individuen aber auch weniger geborgen. Das eigene Profil, die persönliche Identität muss jetzt immer wieder neu erarbeitet, reformuliert oder gar neu erfunden werden. Wo jeder einen eigenen Platz haben kann, kann man sich auch örtlich verändern. Zunehmend kann Heimat verloren gehen. Hier fungiert Heimat als Anker im Sturm (Kühne/Jenal/Weber 2017: 25). Auch Nostalgie, eine Inszenierung der Vergangen-

heit, die oft mit der Betonung von Heimat und idyllischer Ländlichkeit einhergeht, kam mit der Entstehung der Moderne auf (Sielke 2017: 9f., Baumann 2018: 69–119).

Im heutigen Rahmen globaler Vernetzung, Mobilität und erhöhter Flexibilitätsanforderungen ist Heimat im Unterschied zu früheren Zeiten zwar noch überwiegend, aber eben nicht immer und damit nicht notwendigerweise der Geburtsort (Schönhuth 2006; Bartl 2015; Schmitz 2016; Kohl 2017; Jäger 2018; Kronenberg 2018). Heimatlich kann man sich auch an einen Ort gebunden fühlen, an dem man später im Leben für längere Zeit lebte (so schon Treinen 1965). Die zweite grundlegende Veränderung ist, dass heutzutage sich viele an mehreren Orten heimisch fühlen. Heimat wird mobiler. Wir können also sagen: der alte „Geburtsorts-Container“ der Heimat ist geöffnet. Ich selbst zum Beispiel fühle mich am Niederrhein, wo ich in Moers geboren wurde, wohl. Emotional liegt mir aber Bamberg, wo ich als Schüler lebte und vor allem Köln, wo ich die längste Phase meines Lebens lebte und auch jetzt wieder wohne, näher. Wenn man diesen veränderten Kontext erhöhter Mobilität berücksichtigt, gibt es gute Gründe, den vielfach kritisierten Begriff heute zu rehabilitieren (Türk 2006, Egger 2014, Antweiler 2017, Korfkamp & Strasser 2017).

Angesichts erhöhter Mobilität, Migration und zunehmender Normalität multilokalen Wohnens stellt sich die Frage, ob es viele Menschen gibt, die keine Heimat kennen. Gibt

es Menschen, die dauerhaft ortlos leben und Beheimatung ablehnen? Wir können als Beispiel an Geschäftsleute, Manager und Politiker denken, die regelmäßig längere Zeit in Konferenzzentren, Business-Hotels, Bahnhöfen und Flughäfen oder ähnlichen Zwischenräumen verbringen. Dies sind alles Räume, die weltweit gewisse Ähnlichkeiten aufweisen, weshalb sie als „Nicht-Orte“ (non-lieux, Augé 1999, Hannerz 2001) bezeichnet wurden. Diese Ähnlichkeiten beruhen auf architektonischen Standards oder etwa auf weltweit ähnlichen Symbolen und Piktogrammen. Manche dieser modernen „Nomaden“ beanspruchen für sich, keine oder mehrere Heimaten zu haben.

Es scheint aber so zu sein, dass viele dieser Jobnomaden sich unter den vielen regelmäßig besuchten „Nicht-Orten“ an einigen besonders „zu Hause“ fühlen. Im großen Netzwerk der Transiträume gibt es „Heimatanker“, zum Beispiel besondere Flughafen-Lounges. Anders als der Begriff Nicht-Orte nahelegt, haben diese global standardisierten Orte bei genauem Hinsehen nämlich doch auch lokale Besonderheiten. Diese liegen, so vermute ich, z. B. in den Personen oder Interaktionssituationen, die man regelmäßig an ebendiesen Orten antrifft und deshalb erwarten kann. Mobilität, De-Territorialisierung und Multilokalität schließen einen psychischen Orts-Bezug nicht aus. Das Ausmaß internationaler Migration ist deutlich geringer als ihre öffentliche Wahrnehmung: derzeit leben nur etwa drei Prozent der Weltbevölkerung nicht im Land ihrer Geburt. Studien zu multilokalen Haus-



Foto: Friederike Vogel

„Willkommen“ am Nicht-Ort. Weltweite Standards erleichtern das sich Zurechtfinden

halten zeigen, dass trotz Migration und Internet die meisten Menschen nach wie vor in stark lokalisierten Gefügen leben (Hirsch 2018: 2). Aus der Sicht der Akteure stellt Heimat eine ganzheitliche Erfahrung dar und somit ist das Konzept nicht teilbar (Petzold 2013: 141). Wenn Rosa sagt, dass Nähe und Ferne heute keine räumlichen Begriffe mehr seien (Rosa 2007: 13, 17), ist das eine auf der Flexibilität globaler Eliten fußende, aber selbst für diese übertriebene Verallgemeinerung. Selbst unter stark vernetzten Transnationals, die über

lange Spannen des Lebens in vielen verschiedenen Ländern arbeiten, leben neun von zehn in dem Land, in dem sie geboren und aufgewachsen sind (Hartmann 2016). Auch wenn Heimat als öffentliches Thema ein Phänomen der westlichen Moderne ist (Costadura/Ries 2016), bildet Ortsbezogenheit ein Grundphänomen menschlicher Kulturen. Die „Somewheres“ überwiegen die „Anywheres“ oder „Nowheres“ auch heute noch bei Weitem.

Urbane Heimat: Wo Fremde ganz normal sind

Menschen in Städten sind einander mehrheitlich fremd, müssen aber miteinander koexistieren und dafür miteinander umgehen. Abgesehen von Freunden und ggf. direkten Nachbarn wollen sie in der Regel einander fremd bleiben und dies ist auch machbar. Die Vielzahl der verschiedenen Bewohner mit ihren unterschiedlichen Lebensstilen schafft ein Mosaik an Lebensformen und Bedürfnissen. Die hohe Anzahl der Bewohner schafft einen großen Markt, der selbst höchstspezialisierte Angebote gedeihen lässt. Typisch für Städte sind Subkulturen, spezielle „Szenen“, Milieus, die einander oft fremd sind und entsprechend spezifische räumliche Settings und spezielle Märkte.

Urbane Lebensweise lässt sich auf einfache Weise durch den (hier kontrastverstärkten) Vergleich mit dem Leben in ländlichen Siedlungen charakterisieren. Ab einer gewissen Einwohnerzahl und räumlichen Ausdehnung können sich nicht mehr alle am Stadtleben Beteiligten persönlich kennen. So treffen Stadtbewohner täglich auf Menschen, die ihnen fremd sind. Damit sind nicht Migranten oder Geflüchtete gemeint, sondern Menschen, die man vielleicht täglich sieht, ohne aber viel von ihnen zu wissen. Sie sind unvertraut und die allermeisten von ihnen bleiben einander für immer fremd. In dörflichen Siedlungen ist genau das Gegenteil der Fall: Idealtypisch gesagt kennen hier alle Bewohner einander. Im Dorf hat man anwesend zu sein, ein funktionierendes Miteinander kann sogar die dauerhafte Anwesenheit wichtiger Personen erfordern. Hier lebt man mit Vertrauten und nur am Rande begegnet man gelegentlich Fremden oder Feinden. Anders als im Dorf sind fast alle Mitmenschen in der Stadt weder Vertraute noch Feinde.

Wenn das Zusammenleben mit vielen Fremden in Städten selbstverständlich sein soll, erfordert das, dass man den meisten Mitmenschen gegenüber gleichgültig ist. Neben wenigen persönlichen Beziehungen gibt es – anders als

im Dorf – überwiegend unpersönliche Beziehungen. Aus dieser Anonymität treten Einzelne nur gelegentlich hervor. In Städten kann man die Indifferenz suchen und gleichzeitig auch fürchten. Die Anonymität ermöglicht eine stärkere Individualität. Man kommt mit Menschen in Kontakt und verliert ihn auch wieder. Eine damit gegebene Pluralität der Lebensorientierungen auf engem Raum kann zu Konflikten führen. Auch wenn das heute nur noch eingeschränkt gilt, fordert das soziale System in einem Dorf eher Konformität und gewährleistet dies durch direkte soziale Kontrolle. Konflikte lassen sich in der Stadt aber auch deutlich besser aushalten, weil man die Sozialpartner leichter wechseln kann. Das schließt selbstverständlich nicht aus, dass es in manchen Städten dorffähnliche Sozialformen gibt, wie etwa im Kölschen „Veedel“.

Eine Stadt ist eine Vergesellschaftung von füreinander Fremden. Stadtbewohner müssen sich damit arrangieren, dauerhaft vor allem mit Menschen, die sie nicht kennen, zusammenzuleben (Simmel 1903; Wirth 1938; Zukin/Kasinitz/Chen 2016). Räumlich zeigt sich das darin, dass es einen öffentlichen Raum gibt und der permanent ist – im Gegensatz etwa zu Wochenmärkten in ländlichen Gebieten, wo ja auch einander Fremde aufeinander treffen (Lofland 2009). Das Verhalten im öffentlichen Raum ist oft dadurch charakterisiert, dass Menschen einander zeigen, dass sie sich nicht besonders beachten (civil inattention). Hier kann man fremd unter Fremden bleiben, wenn man will.

Mit der kulturellen Vielfalt und besonders der dauerhaften Anwesenheit Fremder bilden Städte eine besondere Form menschlicher Sozialität. Evolutionär und im historischem Längsschnitt gesehen ist diese Lebensform sehr jung (rund 10.000 Jahre). Sozial gesehen sind Städte also etwas deutlicher Spezielleres als das Leben in der komplexen und technisierten Moderne. Städter können privat weitgehend isoliert

leben, aber sie treffen täglich auf kulturell Fremdes. Unterschiede der Lebensführung und verschiedener Funktionssysteme treffen sich auf engstem Raum und werden sozial erfahrbar. Moderne Städte verknüpfen zunehmend Systeme, die selbst heterogen sind, was sie zu „Differenzmaschinen“ (Stichweh 2013) macht. Neben den eher unauffälligen fremden Individuen – aus der Sicht eines jeden Einzelnen sind das fast alle anderen – gibt es sozial hergestellte Outgroups. Es sind Menschen, die kollektiv als fremd markiert, stereotypisiert, sozial ausgegrenzt werden. Wenn diese stärker als outcasts gesehen werden, werden sie auch im engeren Sinne marginalisiert: Obdachlose, Migranten, Asylsuchende und Geflüchtete werden oft sozialräumlich an den Rand gedrängt (Reuter/Warrach 2015). Außer der generalisierten Fremdheit, die für Stadtkultur konstitutiv ist, existieren in Städten damit weitere Formen und Dynamiken von Fremdheit.

Wenn ich die Stadt mit Stichweh als Differenzmaschine bezeichne, meine ich keineswegs, Dörfer seien Einebnungsmaschinen. Was ich meine ist lediglich, dass urbane Lebensfor-

men tendenziell sozialstrukturell komplexer und kulturell vielfältiger sind als dörfliche Lebensweisen. Einen Umgang mit Fremden gab es schon immer auf ländlichen Märkten, aber diese waren und sind keine permanenten Sozialformen. Permanente Anwesenheit von Fremden und ein dauerhafter Umgang unter einander fremd bleibenden Menschen und Kollektiven sind streckenweise auch außerhalb von Städten zu finden. Ein Beispiel sind stadtländliche sog. kotadesasa (kota = Indon. „Stadt“, desa = Indon. „Dorf“) in Indonesien.

Für städtische Siedlungen stellen konstant Fremde aber neben der räumlichen Dichte das wohl entscheidende sozialstrukturelle Merkmal dar. Der Kernpunkt besteht in der These, dass urbaner Umgang ein Modell für einen realistischen Kosmopolitismus sein könnte (Antweiler 2013 für ein Beispiel aus Indonesien). Dieser würde einen humanen Umgang unter einander Fremden anstreben, indem die Interaktion auf geteilte Regeln des Umgangs und gemeinsame Ziele konzentriert ist statt sie auf kulturelle Grenzbildung zu verengen und auf fundamentale Werte fokussiert zu sein.

Heimat jenseits von Territorien: Planetare Beheimatung im Anthropozän

Eine zentrale Frage unserer Zeit ist, wie die miteinander vernetzten Kulturen auf einem begrenzten Planeten koexistieren können, ohne alle gleich werden zu müssen. Aufgrund eines Bewusstseins zunehmender Migration und Mobilität werden das Ausmaß von De-Territorialisierung wie auch von Multilokalität in den Kulturwissenschaften und in der Migrationsforschung systematisch über- und damit der Orts-Bezug unterschätzt. Die Welt ist kommunikativ globalisiert, aber dennoch sind Orte sowohl ökonomisch wie auch für die individuelle und kollektive Identität wichtig. Menschen leben vielfach in Wahlgemeinschaften, aber eben oft auch noch in ethnischen oder in Herkunftsgemeinschaften. Menschen neigen zu starkem „sense of place“ (Hirsch 2018) und tendieren daher nicht gerade dazu, sich als Weltbürger zu fühlen: „No one lives in the world in general“ (Geertz 1996: 259). Pragmatisch ist damit gefordert, lokalisierte Bedürfnisse mit kosmopolitischen Orientierungen in einem quasi verteilten Weltbürgertum zu verknüpfen (local cosmopolitanism, vernacular cosmopolitanism, cosmopolitan patriotism, Appiah 2007, zur aktuellen Diskussion vgl. Antweiler 2012, 2015; Weidner 2018: 127 ff., 142 ff.; Werbner 2018).

In aktuellen Debatten werden „Kommunitarier“ und „Kosmopoliten“ als Gegner ins Feld geführt – und das bequemer –, aber fälschlicherweise gleich noch mit „rechts“ und „links“ gleichgesetzt (Kritiken dazu in Richardt 2018). Multikulturalismus-Politiken werden oft zu unkritisch affirmiert, trotz ihrem inhärentem Kulturalismus, auch von Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftlern (dazu kritisch Collier 2017; Malik 2017: 17–22). Ich plädiere für eine Anerkennung lokaler Lebensformen und für kulturelle Vielfalt (Multikulturalität), aber gegen einen auf Identitätspolitik reduzierten Multikulturalismus. Politisch vertrete ich die Position, dass Heimat nicht den rechten Identitären überlassen werden sollte. Diese verstehen Heimat nationalistisch und lehnen Vielfalt entweder ab oder wollen sie exportieren. Auf der anderen Seite sollte Heimat aber auch nicht für einen zumeist eher links motivierten institutionalisierten Multikulturalismus herhalten, der Kultur nur noch als Differenz sieht.

Demzufolge ist es wichtig, nach Gemeinsamkeiten zwischen Angehörigen verschiedener Lokalkulturen zu suchen. Der an sich wichtige Relativismus muss selbst relativiert werden

(Antweiler 2017). Hier kann man fragen, ob „Heimat“ nicht nur für das Kleine, sondern auch für das ganz große stehen könnte. Können wir uns als Menschen, die verschiedenen Kulturen angehören, in der Menschheit heimisch fühlen; kann es eine „Heimat“ im Menschsein geben (Antweiler 2009)? Um dies im Alltag realistisch werden zu lassen, müssen wir über die pure Metaphorik hinausgehen. Wir können nach Quellen universaler Orientierungen suchen, etwa in Religionen (nicht nur in den großen Buchreligionen), im Humanismus (auch in Humanismen nichtwestlicher Kulturen), und in kosmopolitischen Ansätzen. Eine Beheimatung verschiedener Kulturen in der einen Menschheit könnte aber auch auf empirisch nachweisbare Ähnlichkeiten der Kulturen bauen (Antweiler 2015, 2018: 97–156). Zum Einen haben Menschen überall ähnliche Bedürfnisse und Potenziale (Bio-Universalien). Ein breiter Kulturvergleich kann aber auch Gemeinsamkeiten auf der Ebene von Kollektiven (Kulturen) empirisch nachweisen, die nicht für jedes Individuum gelten (Kultur-Universalien). Bekannte Beispiele sind die Inzestmeidung, der Ödipuskomplex und die politische Dominanz von Männern im öffentlichen Raum. Neben anderen Fächern können vor allem die Biologie, Psychologie und die kulturvergleichende Ethnologie empirisch gestützte Aussagen zum Thema machen. Gemeinnützliche Ziele sind nicht wissenschaftlich zu bestimmen, sondern politisch zu setzen. Für eine realistische Umsetzung könnte eine sozialwissenschaftliche Plausibilisierung aber an diesen empirisch nachweisbaren Gemeinsamkeiten ansetzen.

Es gibt universale Grundwerte, zum Beispiel körperliche Unversehrtheit, Gerechtigkeit, Fairness, Gastfreundschaft. Es finden sich fast-universale Konzepte zu Mensch, Person und sozialem Akteur. In manchen Kulturen fehlen aber Konzepte der Menschheit, besonders der Einheit der Menschheit. Auch im Westen sind sie historisch jung. Es gibt aber auch universale Menschenrechtshemmende Neigungen, zum Beispiel Nepotismus und Ethnozentrismus. Das Bemühen um Universalisierung kann wichtiger sein als ein Fokus auf realisierter Universalität. Statt nach universal geteilten Fundamentalwerten zu suchen, können wir Basis-Regeln in in-

terkulturellen Gesprächen langsam universalisieren. Deren Begründung kann den Kulturen offen gelassen werden (verhandelte Regeln, negotiated universals).

Bislang können wir zu diesen Fragen einer möglichen transkulturellen Beheimatung im Menschsein und der Menschheit noch wenig Eindeutiges sagen. Wir können als Zwischenergebnis kulturvergleichender Universalienforschung aber Folgendes festhalten. Kulturen unterscheiden sich empirisch weniger durch spezifische Merkmale, als durch die unterschiedliche Gewichtung von Charakteristika und Problemen, die allen Kulturen gemeinsam sind (Antweiler 2018: 27–64). Menschen verschiedener Lokalkulturen leben nicht in verschiedenen Welten, sondern verschieden in der einen Welt.

Manche argumentieren, wir sollten das Wort „Heimat“ in wissenschaftlichen Arbeiten aufgeben. Ich bin hier unentschieden. Falls wir das tun, sollten wir nach einem alternativen Begriff zu „Heimat“ suchen, um empirisch damit arbeiten zu können, auch vergleichend und auch außerhalb von Europa. Aus der Argumentation dieses Aufsatzes heraus wäre mein Vorschlag „Ortsbezogenheit“. Das Wort „Heimat“ hat aber demgegenüber den Vorteil, dieses Phänomen begrifflich auch in nicht eng ortsbezogener Weise füllen zu können. Die spezifisch deutsche Prägung und teils unheilvolle Nutzung des Begriffs ist meines Erachtens kein triftiges Argument gegen die Verwendung des Wortes.

Wenn man die spezifisch deutschen Aspekte vom Heimatbegriff subtrahiert, bleibt ein universales Phänomen übrig, das es zu verstehen und erklären gilt. Auch andere sozial- und kulturwissenschaftliche Begriffe haben einen lokalkulturspezifischen Ursprung, sind aber bei begrenzter begrifflicher Modifikation in die allgemeine wissenschaftliche Terminologie eingegangen. Beispiele sind Amok (aus dem malaischen Raum) und Tabu (aus Polynesien). Eine politisch unerwünschte Verwendung des Wortes „Heimat“ allein ist kein triftiger Grund dafür, das Wort nicht mehr zu verwenden. Dies wäre erstens aller Erfahrung nach kaum wirksam und bedeutete zweitens das Einknicken vor politischen Gegnern.

Literatur

- Anderson, Benedict Richard O’Gorman**, 2005: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main (orig. „Imagined Communities. An Inquiry into the Origins and Spread of Nationalism. London, 1983, erweiterte Auflage 1996).
- Antweiler, Christoph**, 2009: Heimat Mensch. Was uns alle verbindet. Hamburg.
- Antweiler, Christoph**, 2011: Mensch und Weltkultur. Für einen realistischen Kosmopolitismus im Zeitalter der Globalisierung. Bielefeld (Der Mensch im Netz der Kulturen – Humanismus in der Epoche der Globalisierung, 10).
- Antweiler, Christoph**, 2012: Inclusive Humanism. Anthropological Basics for a Realistic Cosmopolitanism. Göttingen and Taipeh (Reflections on (In) Humanity, 4).
- Antweiler, Christoph**, 2013: Alltags-Kosmopolitismus in Indonesien? Transdifferenz in Makassar, Süd-Sulawesi. Asien, 127. Jg.(1): 8–20.
- Antweiler, Christoph**, 2015: Cosmopolitanism and Pancultural Universals. Our Common Denominator and an Anthropologically Based Cosmopolitanism. Journal for International and Global Studies, Fall: 50–66, Zugriff: <http://www.lindenwood.edu/jigs/docs/volume7Issue1/essays/50–66.pdf>; [abgerufen am 25.12.2018].
- Antweiler, Christoph**, 2016: Relativismus relativiert. Für einen moderaten Kulturrelativismus. In: Blog: Kulturrelativismus und Aufklärung. Eine Debatte über den Umgang mit Fremdem. Zugriff: <http://gssc.uni-koeln.de/node/1368>; [abgerufen am 16.12.2018].
- Antweiler, Christoph**, 2017: Heimat heute. In: Gotzmann, Inge; Segbers, Anne (Red.): Heimat – Vergangenheit verstehen, Zukunft gestalten. Bonn: 28–34.
- Antweiler, Christoph**, 2018: Our Common Denominator. Human Universals Revisited. New York and Oxford (zuerst 2016).
- Appiah, Kwame Anthony**, 2007: Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums. München (Beck’sche Reihe). (auch auch Bonn, Bundeszentrale für Politische Bildung, Schriftenreihe, 674, orig. „Cosmopolitanism. Ethics in a World of Strangers“, New York & London, 2006).
- Applegate, Celia**, 1990: Nation of Provincials. The German Idea of Heimat. Berkeley etc.
- Augé, Marc**, 2010: Nicht-Orte. München: Verlag C.H. Beck (Beck’sche Reihe) (orig. «Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité», Paris, 1992).
- Blickle, Peter**, 2004: Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester, NY (Studies in German Literature, Linguistics & Culture).
- Bartl, Theresa**, 2015: Was ist Heimat? Verortung eines traditionellen Begriffs im Zeitalter der (Sub)Urbanisierung. München: Technische Universität München (unv. Masterarbeit).
- Baumann, Christoph**, 2018: Idyllische Ländlichkeit. Eine Kulturgeographie der Landlust. Bielefeld.
- Bausinger, Hermann**, 1990: Heimat in der offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, Cremer, Will; Klein, Ansgar (Hrsg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe 294/I).
- Bausinger, Hermann**, 1991: Heimat heute. Stuttgart.
- Bettini, Maurizio**, 2018: Wurzeln. Die trügerischen Mythen der Identität. München (orig. „Radici, Tradizione, identità, memoria“; Bologna, 2016).
- Collier, Paul**, 2017: Heimat ist das Fundament der linken Mitte. IPG Internationale Politik und Gesellschaft. 20.11.17.
- Costadura, Edoardo; Ries, Klaus**, 2016: Heimat – ein Problem-aufriß. In: Dies. (Hrsg.): Heimat gestern und heute. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: 7–23.
- Dunbar, Robin**, 2016: Human Evolution. Our Brain and Behavior. Oxford.
- Egger, Simone**, 2014: Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München.
- Frühwald, Wolfgang**, 2011: Heimat ist mehr als ein Ort. „Heimat“ und „Fremde“ in Literatur, Geistesgeschichte und Gegenwart (Interview) In: Forschung & Lehre 18. Jg.(2): 96–98.
- Gamble, Clive; Gowlett, John; Dunbar, Robin** 2018: Thinking Big. How the Evolution of Social Life Shaped the Human Mind. London (orig. 2014).
- Gebhard, Gunther; Geisler, Oliver; Schröter, Steffen** 2007: Heimatdenken. Konjunkturen und Konturen eines umstrittenen Konzepts. Statt einer Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Heimat. Konjunkturen und Konturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld: 9–56.
- Geertz, Clifford**, 1996: Afterword. In: Feld, Steven; Kenneth Basso (eds.): Senses of Place. Santa fe, N.M.: 259–262.
- Greverus, Ina-Maria**, 1979: Auf der Suche nach Heimat. München: Verlag C. H. Beck (Beck’sche Schwarze Reihe, 189).
- Hartmann, Michael**, 2016: „Harvard wird überschätzt“. Die Zeit, Nr. 37, 01.09.2016: 22.
- Hirsch, Eric**, 2018: Sense of Place. In: In: Hilary Callan (general ed.): The International Encyclopedia of Anthropology. London etc: Wiley-Blackwell, S. 01–10 (DOI: 10.1002/9781118924396.wbiae1764).
- Jäger, Jens**, 2018: Heimat, Version: 1.0, Docupedia-Zeitgeschichte, 9.11.2017, Zugriff: http://docupedia.de/zg/Jaeger_heimat_v1_de_2017?oldid=128264 Versionen: 1.0 [abgerufen am 11.12. 2018].
- Kohl, Karl-Heinz**, 2017: Alte Heimat, neue Heimat? Die Rückbesinnung auf das Eigene in einer globalisierten Welt. Forschung & Lehre 24. Jg.(4): 304–305.
- Kronenberg, Volker**, 2018: Heimat bilden. Herausforderungen, Erfahrungen, Perspektiven. Sankt Augustin: Konrad-Adenauer-Stiftung (Handreichung zur Politischen Bildung, 25).
- Korkkamp, Jens; Strasser, Hermann**, 2017: Was ist Heimat: Ausschlussprinzip oder Zukunftserzählung? Soziologie heute 54: 16–22.

- Kühne, Olaf; Jenal, Corinna; Florian Weber, 2017:** Die soziale Definition von Heimat. In: Gotzmann, Inge; Segbers, Anne (Red.): Heimat – Vergangenheit verstehen, Zukunft gestalten. Bonn: 21–27.
- Lofland, Lyn H., 1998:** The Public Realm. Exploring the City's Quintessential Social Territory. New York (Communication and Social Order).
- Malik, Kenan, 2017:** Das Unbehagen in den Kulturen. Eine Kritik des Multikulturalismus und seiner Gegner, Frankfurt am Main (Edition Novo), (orig. „Multiculturalism and Its Discontents: Rethinking Diversity after 9/11“, London etc., 2013, Manifestos for the 21st Century).
- Mitzscherlich, Beate, 2010:** Was ist Heimat heute? Eine psychologische Perspektive auf die Möglichkeit von Beheimatung in einer globalisierten Welt. In: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) (Hrsg.): Heimat im 21. Jahrhundert – Moderne, Mobilität, Missbrauch und Utopie: 7–12 (Epd-Dokumentation 33).
- Petzold, Knut, 2013:** Multilokalität als Handlungssituation. Lokale Identifikation, Kosmopolitismus und ortsbezogenes Handeln unter Mobilitätsbedingungen. Wiesbaden (Forschung und Entwicklung in der Analytischen Soziologie).
- Pfaff-Czarnecka, Joana, 2012:** Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung. Göttingen (Das Politische als Kommunikation, 3).
- Renn, Ortwin, 2011:** Nicht alles darf gleichzeitig im Fluss sein. Über Heimat, virtuelle Orte und die Wut der Bürger. Forschung & Lehre 18. Jg.(11): 103.
- Renz, Peter, 2015:** Heimat. Ausflug in ein unbekanntes Land. Essays. Tübingen.
- Reuter, Julia; Warrach, Nora, 2015:** Die Fremdheit der Migrant_innen: Migrationssoziologische Perspektiven im Anschluss an Georg Simmels und Alfred Schütz' Analysen des Fremdseins. In: Julia Reuter; Mecheril, Paul (Hrsg.): Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien, Wiesbaden: 169–190.
- Richardt, Johannes (Hrsg.), 2018:** Die sortierte Gesellschaft. Zur Kritik der Identitätspolitik. Frankfurt am Main (Edition Novo, 125).
- Rosa, Hartmut, 2007:** Heimat im Zeitalter der Globalisierung. In: Der Blaue Reiter. Journal für Philosophie 12. Jg.(23): 13–17.
- Schlink, Bernhard, 2006:** Heimat als Utopie. Frankfurt am Main.
- Schmitt-Roschmann, Verena, 2010:** Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls. Gütersloh.
- Schmitz, Lilo, 2016:** Beheimatung als Arbeitsprinzip in der Migrationsgesellschaft. Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 67. Jg.(1): 19–29.
- Schönhuth, Michael, 2006:** Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten „Volkgruppe“ im translokalen Raum. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier, & Markus Kaiser (Hrsg.): Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: 365–380.
- Sielke, Sabine, 2017:** Nostalgie – ‚die Theorie‘: eine Einleitung. In: Dies. u. Mitarb. von Björn Bosserhoff (Hrsg.): Nostalgie/Nostalgia. Imaginierte Zeit-Räume in globalen Medienkulturen/Imagined Time-Spaces in Global Media Cultures. Frankfurt am Main: 9–33 (Transcription, 9).
- Simmel, Georg, 1903:** Die Großstädte und das Geistesleben. In: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung 1903, Dresden: 185–206. (Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, 9).
- Simmel, Georg, 1992:** Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft, in: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, In: Georg Simmel Gesamtausgabe. Hrsg. von Otthein Rammstedt, Bd. 11, Frankfurt am Main: 687–790 (orig. 1908).
- Stichweh, Rudolf, 2007:** Fremdheit in der Weltgesellschaft – Indifferenz und Minimalsympathie. Zugriff: <http://www.unilu.ch/files/25stwfremdheitinderweltgesellschaft.pdf> [abgerufen am: 21.07.2016].
- Stichweh, Rudolf, 2013:** Städte zwischen Wissens- und Weltgesellschaft. In: Internationale Bauausstellung Heidelberg. Dokumentation Auftaktveranstaltung am 4. und 5. Oktober 2012, Stadt Heidelberg: 20–25, Zugriff: www.fiw.uni-bonn.de/demokratieforschung/personen/stichweh/pdfs/98_stw_staedte-zwischen-wissens-und-weltgesellschaft-iba-symposium-heidelberg-2012.pdf [abgerufen am 11.12. 2018].
- Thüne, Wolfgang, 1987:** Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie. Würzburg (Neue Würzburger Studien zur Soziologie, 4).
- Treinen, Heiner, 1965:** Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17. Jg.(1): 73–97 und 17. Jg.(2): 254–297.
- Türke, Christoph, 2006:** Heimat. Eine Rehabilitierung. Springe.
- Verbeek, Bernhard, 2012:** Heimat: naturwissenschaftliche Analyse eines (irrationalen) Gefühls. (unv. Ms.)
- Weidner, Stefan, 2018:** Jenseits des Westens. Für ein neues kosmopolitisches Denken. München.
- Werbner, Pnina, 2018:** Cosmopolitanism. In: Hilary Callan (general ed.): The International Encyclopedia of Anthropology. London etc: Wiley-Blackwell (DOI: 10.1002/9781118924396.wbiea1755).
- Wirth, Louis, 1938:** Urbanism as a Way of Life. The American Journal of Sociology 44. Jg.(1): 1–24.
- Wuketits, Franz M., 1995:** Entwurzelte Seelen. Biologische und anthropologische Aspekte des Heimatgedankens. Universitas 50. Jg.(1): 11–24.
- Zöller, Renate, 2015:** Was ist eigentlich Heimat? Annäherung an ein Gefühl. Berlin.
- Zukin, Sharon; Kasinitz, Philip; Chen, Xiangming, 2016:** Global Cities, Local Streets. Everyday Diversity from New York to Shanghai. London and New York.



HEIMATEN GESTERN UND HEUTE

Von Flexibilisierungen und Hybridisierungen

„Heimat“ erlebt seit einigen Jahren in unterschiedlicher Färbung eine Renaissance. Lokale Rekurse als Gegenentwurf zur Globalisierung und ausgrenzende Debatten um Überfremdung zeigen das ambivalente Spannungsverhältnis. Der Beitrag beleuchtet die Begriffsentwicklung von Heimat und fokussiert aktuelle Hybridisierungen am Beispiel des Saarlandes als Stadtlandhybriden.

Dr. Karsten Berr

Corinna Jenal

Hannah Kindler

Prof. Dr. Dr. Olaf Kühne

sind am Forschungsbereich Geographie der Eberhard Karls Universität Tübingen tätig.

karsten.berr@uni-tuebingen.de

corinna.jenal@uni-tuebingen.de

hannah.kindler@uni-tuebingen.de

olaf.kuehne@uni-tuebingen.de

Jun.-Prof. Dr. Florian Weber

forcht und lehrt in der Fachrichtung Geographie an der Universität des Saarlandes.

florian.weber@uni-saarland.de

Heimat im Wandel

Komplexe Wandlungsprozesse der letzten Jahrzehnte setzen in ihrer räumlichen Reichweite neue Maßstäbe. So führt die Globalisierung einerseits zu einer gewissen Ortslosigkeit, andererseits erfahren Orte wie Global Cities aufgrund ihrer Bedeutung für globale Ströme eine besondere Betonung. Einhergehend bedingt die fortschreitende Digitalisierung eine gewisse Enträumlichung und Flexibilisierung von Arbeits- und Lebenswelten, indem beispielsweise durch Home-Office der Arbeitsort raumbezogen unabhängiger wird, Online-Shopping den Warenerwerb vom örtlichen Einzelhandel löst oder E-Governance den Gang zum örtlichen Rathaus zunehmend erspart (u. a. Lobeck/Wiegandt 2017).

Dies könnte die Schlussfolgerung zulassen, dass konkrete Verortungen an Bedeutung verlieren. Demgegenüber stehen allerdings zunehmende Thematisierung von Regionalmanagement, eines wachsenden Regionalbewusstseins oder regionale Produkte (z. B. Weber/Kühne 2015) – und eine sich intensivierende Diskussion um „Heimat“ in Deutschland (vgl. Hülz/Kühne/Weber 2019). So wird gerade Heimat zu einem Anker in einer schnelllebigen und unsiche-

ren Welt (Bauman 1999), sie wird aber auch in unterschiedlichen Kontexten politisch instrumentalisiert. Es offenbart sich ein gewisses Spannungsfeld zwischen Globalisierungs-, Flexibilisierungs- und Digitalisierungsprozessen einerseits, die eine zunehmende räumliche und sich enträumlichende Mobilität zulassen, sowie andererseits der Sehnsucht nach Entkomplexisierung vor dem Hintergrund einer sich schnell wandelnden Umwelt. Zur Einordnung der Beobachtungen stellt sich die Frage nach einer konzeptionellen Annäherung an den Heimat-Begriff sowie nach der Ausdifferenzierung und Bewertung von Heimatbezügen. Hierzu widmet sich der Artikel eingangs einer Übersicht zur Begriffsgenese und der Darstellung verschiedener Dimensionen von Heimat. Darauf aufbauend werden anhand des Fallbeispiels des Saarlandes, das einen komplexen hybriden Raum darstellt, Heimatbezüge dargelegt und betrachtet, inwiefern Heimat – der Ausrichtung des Heftes folgend – städtisch ausfallen kann. Abschließend werden Argumentationsstränge des Artikels zusammengeführt und bewertet, um eine Positionierung von Heimaten gestern und heute vorzunehmen.

Begriffsgeschichte

Eine Betrachtung der langen Geschichte des Begriffs „Heimat“ (z. B. Kühne 2018b; Kühne/Spellerberg 2010; Piechocki 2010: 152 ff.; Weber/Kühne/Hülz 2019; Hinrichs 1974; Piechocki 2007; Zöller 2015) legt ein breites Spektrum unterschiedlicher Bedeutungen und Umdeutungen frei. „Heimat“ leitet sich etymologisch vom althochdeutschen „Heim“ in der Bedeutung von „Niederlassung“ und „Wohnsitz“ her, das seinen sprachlichen Ursprung in der indogermanischen Wurzel *kei* mit der Bedeutung „liegen“ hat (Piechocki 2007: 20). Auch die Suffixbildungen *heimuoti* oder *heimöti* beziehen sich stets auf einen Wohnort, ein Haus oder einen Grundbesitz (Piechocki 2007: 20). Sobald ein „Heim“ erbaut und menschliche Grundbedürfnisse befriedigt sind, stellt sich ein „Gefühl von Geborgenheit und Frieden“ (Piechocki 2010: 154) ein. Angesprochen ist die „Zugehörigkeit von Personen und Dingen“ (Waldenfels 2005: 195) zu einem spezifischen Raum. Typisch für dieses Heimat- als Zugehörigkeitsgefühl sind Begriffe wie „Heimischwerden“ (ebd.: 210) oder „Heimischmachen“ im Sinne von „subjekt-gemäße[s], emotional-praktische[s] Sichhineinleben“ (Hinrichs 1974: 1038) in eine Umgebung. Möglich wird dieses Geborgenheitsgefühl

durch die Gegenerfahrung des Fremdseins, Unbehaustseins und Bedrohtseins durch Anderes, Fremdes oder Äußeres nach der Sesshaftwerdung und Aufgabe nomadischer Lebensweisen. Genetisch betrachtet steht „Heimat“ daher im begrifflichen Gegensatz zur „Fremde“ bzw. zum „Elend“ (althochdeutsch: *elilenti*) (Kluge 1975: 163) in der Bedeutung von „anderes Land“ (Piechocki et al. 2007: 11). In der Fremde zu leben war demnach gleichbedeutend damit, im Elend zu leben. Religiös betrachtet, konkret im Christentum des frühen Mittelalters, war das Leben auf Erden grundsätzlich ein Leben im Elend. Die Sehnsucht nach Heimat ist dann gleichbedeutend mit der Sehnsucht nach dem Himmelreich (Piltz 2007).

Diese religiöse Bedeutung wurde ab dem 12. Jahrhundert allmählich verweltlicht, indem die Wörter *heimuoti* oder *heimöti* „auf Heim, Einöde, Armut und auch Familie, Vertrauen bezogen“ wurden (Bertels 1997: 65). In den darauffolgenden Jahrhunderten entfaltete sich dieser Bedeutungshof im Sinne eines objektiv gegebenen „rechtlichen Zuständigkeitsraumes“ (Greverus 1979: 64), indem der Begriff Heimat „Be-

sitz- und Versorgungsansprüche (Heimatrechte)“ (Piechocki 2010: 154) im Kontext mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Sozialordnungen in den Gemeinden des ländlichen Raums oder in den Städten anzeigte. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war „Heimat“ somit ein Rechtsbegriff und noch keine „Erlebniskategorie subjektiv vollzogener Zuordnung zu einem soziokulturellen Raum“ (Greverus 1979: 64), von subjektiv empfundener „Traulichkeit, Poesie und sentimentalem Glanz“ konnte noch „keine Rede“ sein (Jens 1985: 14). „Heimat“ als Rechtsbegriff umfasste Rechte und Pflichten, wie beispielsweise An- und Abmeldepflichten oder das Recht auf Geschäftsordnung sowie die Versorgung in Notsituationen (Kühne 2018b: 272). Mit der zunehmenden Mobilität der entstehenden Industriegesellschaft und der Entstehung des deutschen Nationalstaates, der fortan viele Aufgaben und Verpflichtungen der Gemeinden übernahm (Piechocki 2007: 24 f.), verlor das „Heimatrecht“ als „Prinzip der stationären Gesellschaft“ (Bausinger 1984: 13) seine ehemalige Funktion und Bedeutung. Der Heimatbegriff konnte sich semantisch neuen Bedeutungen öffnen.

Dieser Prozess einer semantischen Umdeutung vollzog sich hauptsächlich als Reaktion auf die negativ bewerteten Folgen der Industrialisierung und der damit verbundenen Mobilität der Gesellschaft, die auch mit dem Verlust vertrauter heimischer Umwelten verbunden war, insbesondere mit der Malerei und Dichtung der Romantik und Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem entstehenden Heimatschutz. Mit der Romantik wurden ländlich-vormoderne Lebens-, Landnutzungs- und Wohnformen ins „Heimelige“ verklärt, „Heimat“ zum utopischen „Wunschort absoluter Geborgenheit“ (Hüppauf 2007: 116) oder zur „Besänftigungslandschaft“ (Sieferle 1985) idealisierend überhöht. Heimat als ursprünglicher Rechtsbegriff wurde zu einer idealen Vorstellung räumlicher Zugehörigkeit und so zu einer von den Zumutungen der Moderne unbehelligten kleingekammerten ländlichen, in kleinräumige soziale und politische Strukturen gegliederten „heilen Welt“ emotionalisiert (Kühne/Weber/Jenal 2018; Piechocki 2010; Schenk 2001). „Heimat“ in diesem Sinn ist die „vertraute Welt“ (Waldenfels 2005: 198), die in der Romantik zunehmend emotionalisierend auch mit Vorstellungen von „Landschaft“ verschmolzen wurde (Weber/Kühne/Hülz 2019).

Sehnsüchte nach intakter Heimat und vormoderner Landschaft vermengten sich im 18. und 19. Jahrhundert mit Natursehnsucht, Verklärung des Ländlichen und einem anti-städtischen Affekt städtischer Bildungsbürger (Kühne 2018b; Radkau 2002) zu einem emotionalisierten Kontext, auf dessen Grundlage sich eine konservative Heimat-Ideologie und Zivilisationskritik entwickelte (Körner/Eisel 2003). Diese zivilisationskritische Heimat-Ideologie ebnete in Verbindung

mit der Vorstellung einer Einheit von Kultur und Natur als regionaltypische Einheit von „Land und Leuten“ (Riehl 1854; Eisel 1980; Körner/Eisel 2006), d.h. als „unentwirrbare Verbindung zwischen Volk und Landschaft“ (Kühne 2018b: 40), der Heimatschutzbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Weg (Piechocki 2006). Nachdem Ernst Rudorff 1897 seine Schrift Heimatschutz (1994 [1897]) publiziert hatte, fand dessen Idee rasch populäre Verbreitung und es kam 1904 zur Gründung des „Bund Heimatschutz“ (Piechocki 2010: 159).

Im Gegensatz zur frühen, der Romantik verhafteten konservativen Heimatideologie feudaler Kleinstaaterei war die Heimatschutzbewegung des späten 19. Jahrhunderts eine Reaktion auf die Reichsgründung 1871 und deren politisch-administrativen Zentralismus, dem kompensatorisch die Vielfalt regionaler „Land-und-Leute-Einheiten“ entgegengesetzt werden sollte. Diesem Essentialismus eines Landschafts- und Heimatverständnisses entsprangen zunehmend völkische Begriffe wie „Volkskörper“, „Mutterboden“, „Vaterland“ oder „Lebensraum“ (Piechocki 2010: 155). Nachdem die Heimatschutzbewegung politisch weitgehend wirkungslos blieb und in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen der Heimatbegriff vom Örtlichen zum Nationalen aufgeweitet wurde (Kühne 2018b: 272), übernahm die NS-Ideologie in den 1930er-Jahren die völkisch-nationalen und landschaftlichen Konnotationen. Die Vereinnahmung des Heimatbegriffs durch eine völkische und rassistische „Blut-und-Boden-Ideologie“ hat zur bis heute anhaltenden politischen Diskreditierung des Heimatbegriffs geführt. So wurde beispielsweise 1976 der Begriff „Heimat“ im BNatSchG gestrichen (BNatSchG: § 17). Politisch vereinnahmt wurde der Heimatbegriff zuletzt noch von neomarxistischen Strömungen in Anknüpfung an Ernst Bloch – als „Chiffre für einen utopischen Zustand vollauf gelingenden unentfremdeten Daseins, den es für Bloch nur in einer klassenlosen Gesellschaft geben kann“ (Ott 2007: 60).

Eine gleichsam entpolitisierte Reanimierung des Heimatbegriffs erfolgte in den 1950er- und 1960er-Jahren in Gestalt von Heimatfilmen, Heimatromanen und Volksmusik über die neu entstandenen Massenmedien. „Heimat“ wurde als „Ansammlung von Phrasen und Klischees, Idyllen und Wunschbildern“ (Huber 1999: 48) auf einen verkitschten, emotional wirksamen Aspekt reduziert. Seit den 1970er-Jahren wurde die emotionale Komponente des Heimatbegriffs auch noch in einer anderen Variante reaktiviert: Angesichts einer diagnostizierten „Umweltkrise“ wurde „Heimat“ zur „regionalen Identität“, Heimatbewusstsein zum „Regionalbewusstsein“ umgedeutet (Greverus 1979). Eine superlativische Variante der erneuten Emotionalisierung des Heimatbegriffs stellt die Deep-Ecology-Bewegung dar, die insbesondere von Arne

Naess (1973) begründet wurde. Durch eine Lebensweise, die sich, normativ idealisiert, an natürliche Bedingungen anzupassen habe, können Menschen ein neues Heimatgefühl im Sinne einer „Verwurzelung“ entwickeln (Kühne 2018b: 273). Heimat wurde nach und nach zum „Handlungsraum der ökologisch ausgerichteten Öffentlichkeit“ (ebd.: 272) umgedeutet.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts komplexisieren sich die Bezugnahmen mit Rekursen auf frühere Deutungsmuster erneut. Insbesondere lassen sich unterschiedliche Politisie-

rungen beobachten: Bürgerinitiativen, die sich im Zuge der Energiewende konstituiert haben, argumentieren gegen die „Verschandelung“ ihres Lebensumfeldes auffällig häufig in ähnlich lautenden Bekundungen in Verkoppelungen mit „Landschaft“ und „Heimat“ (Weber 2018; Kühne/Weber 2019). Zudem sind es politische Parteien und Vereinigungen, die „Heimat“ reaktivieren, einerseits zur Verortung, andererseits zur Ausgrenzung von Anderem, mehr oder weniger explizit verstärkt seit der so bezeichneten „Flüchtlingskrise“ (Reusswig 2019; Marg 2019).

Gegenwärtige soziale Dimensionen von „Heimat“

Der Überblick über die historische Entwicklung der Verständnisse von „Heimat“ verdeutlicht dessen Ambivalenz und Ambiguität. Dabei wird deutlich, wie sehr das, was „Heimat“ genannt wird, sich in einem ständigen Prozess der Aushandlung, des Strebens nach Deutungshoheit, der Inklusion und Exklusion befindet. „Heimat“ lässt sich nicht eindeutig und intersubjektiv verbindlich bestimmen, vielmehr ist „Heimat“ vieldimensional (Kühne/Spellerberg 2010: 168 f.; Kühne/Jenal/Weber 2016: 23 f.; Costadura/Ries 2016: 10; Weber/Kühne/Hülz 2019):

- Die soziale Dimension: „Heimat“ wird durch Familie, Bekannte und Freunde, durch primäre Sozialbeziehungen geprägt. Sie lässt sich als eine spezifische, insbesondere soziale, aber auch materielle, Umwelt beschreiben, „in der das Individuum sich auskennt, die es anerkennt und von der es anerkannt wird: ‚eine Wohn- und Rangordnung‘“ (Greverus 1987: 37). Die soziale Definition von „Heimat“ ist dabei durch In- und Exklusionsprozesse gekennzeichnet: Wer sich in welchen sozialen (aber auch regionalen, kulturellen etc.) Kontexten ohne Verlust sozialer Anerkennung als „verheimatet“ bezeichnen darf, ist das Ergebnis von gesellschaftlichen Aushandlungs- und damit Machtprozessen (Kühne 2009). „Heimat“ wird stark durch emotionale Bindungen und positiv erlebte soziale Vernetzungen geprägt, was bereits auf die nächste Dimension des „Heimatlichen“ verweist.
- Die Dimension des Wohlbefindens: Ein Gefühl des Wohlbefindens vermittelnde Geborgenheit wird individuell zu einer starken „Heimat“-Komponente. Die Sehnsucht nach Halt und nicht allein kognitiv verstandener Orientierung nimmt im Kontext von Globalisierung und einhergehenden Flexibilisierungen, Postmodernisierung, Pluralisie-

runge von Lebensstilen und Zunahme des Gefühls von wirtschaftlichen, aber auch moralischen und ontologischen Unsicherheiten zu (Bauman 1999; Kubsch 2007; Kühne 2006; Kühne/Jenal/Weber 2016; Eickelpasch/Rademacher 2004).

- Die Dimension der Zeit: „Heimat“ ist kein Zustand, „Heimat“ ist ein Prozess. Dadurch ist „Heimat“ in mehrfacher Hinsicht zeitlich bestimmt. Erstens haben sich – wie im vorangegangenen Abschnitt gezeigt – die aktuellen durchaus kontingenten Verständnisse von „Heimat“ seit dem Mittelalter entwickelt, unterlagen also einem zeitlichen Wandlungs- und Differenzierungsprozess. Zweitens, die Entwicklung sozialer Gemeinschaften, in denen heimatliche Bezüge entstehen, basieren auf der Genese von Vertrauen, Zugehörigkeit, gemeinsamen Werten und Normen – zu deren Entwicklung bedarf es Zeit. Drittens, die Entwicklung von individuellen Heimatgefühlen entsteht nicht plötzlich, sondern allmählich. Viertens, Heimat ist an Differenzwahrnehmungen gekoppelt (dazu später mehr), eine dieser Differenzwahrnehmungen besteht in einem Früher-heute-Abgleich (dazu auch Gebhard/Geisler/Schröter 2007).
- Die Dimension von Ort und Landschaft: Die Bildung von „Heimat“ erfolgt durch Bezugnahmen auf materielle Objekte (Hecht 2000: 16 f.; Hüppauf 2007: 112). Diese als „Ort“ und „Landschaft“ begrifflich gefassten Objektkonstellationen werden insbesondere emotional und funktional (i. S. einer individuellen und gemeinschaftlichen Aneignung von Raum), weniger auf ästhetischer oder kognitiver Ebene besetzt. Diese Zuwendungen setzen eine innere Distanziertheit voraus, die einer lebensweltlich-emotionalen Beziehung zumeist hinderlich entgegengesetzt ist

(Kühne 2019). Die Dimension von Ort und Landschaft wiederum verbindet sich mit den Dimensionen des Sozialen und des Zeitlichen: Die Vorstellung einer „heimatlichen Normallandschaft“ (Kühne 2018b) als normativ unveränderlicher „Normalfall“ von Landschaft muss nicht zwingend schön, sondern vielmehr vertraut sein (Kühne 2011; Weber/Kühne/Hülz 2019).

- Die Dimension der Kontextualisierung: „Heimat“ basiert auf der Internalisierung von Rollen, Werten, Normen, kulturellen Praxen (von Sprache bis hin zur Praktizierung lokaler Traditionen). Eine erfolgreiche „Verheimatung“ lässt sich allein in sozialen Kontexten mit ihren materiellen Symbolisierungen und emotionalen Besetzungen erleben, Verbindungen, die wiederum zeitlich kontextualisiert sind. „Heimat“ kann also als das Ergebnis eines dreifachen Kontextualisierungsprozesses aufgefasst werden: Erstens, eines sozialen; zweitens, eines zeitlichen; drittens, eines räumlichen.
- Die Dimension der Ab- und Ausgrenzung: Wie bereits weiter vorne angesprochen, ist Heimat auch das Ergebnis von In- und Exklusion. Diese Ausgrenzungen können räumlich (etwa Wattenscheid vs. Bochum), kulturell („deutsche Kultur“ vs. „Der Rest der Welt“), zeitlich (etwa durch Vertreibung) (Jenal et al. 2019) oder milieuspezifisch (Alteingesessene vs. wohlhabende Gentrifizierer) gefasst sein.

- Die Dimension der Komplexitätsminderung: Diese lässt sich als Synthese der skizzierten Dimensionen verstehen. Mit „Heimat“ wird ein Deutungs- und Aneignungsmuster zur Verfügung gestellt, das die Handhabbarkeit der Welt erhöht. (Re)Produzierte und kaum hinterfragte Stereotype erhöhen die individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit (u. a. Kühne 2018b: 274). Diese geht mit einer Selbstvergewisserung einher: „Die Identifikation mit und die Verortung in einer Heimat enthebt die Menschen des Zwanges, ihren Alltag ständig neu herzustellen, kommunikativ auszuhandeln und für sich und ihre Mitwelt zu begründen“ (Kropp 2004: 144).

Die individuelle und soziale Ambiguität und Ambivalenz von „Heimat“ lässt sich darin fassen, dass „Heimat“ zum Ersten dem einen eine emotional-lebensweltliche Ressource bietet, der anderen ihre soziale Exklusion verdeutlicht; zum Zweiten, dass „Heimat“ einen relativ engen Perimeter des „Normalen“ in sozialer, räumlicher, aber auch kultureller und häufig zeitlicher Hinsicht definiert, die einerseits Sicherheit bietet, andererseits Abweichungen aber häufig nicht als Ressource, sondern als Gefahr gewertet werden; zum Dritten, dass „Heimat“ mit ihrem umfangreichen Hof aus Assoziationen und Konnotationen sowie ihrer lebensweltlichen Verankerung kommunikativ sehr anschlussfähig ist, aber dadurch stets der Gefahr der Vereinnahmung durch weltanschauliche Zwecke unterliegt.

Stadtlandhybride und Heimat: das Beispiel des Saarlandes

Die bisherigen Ausführungen haben die Vielgestaltigkeit von „Heimat“, gleichzeitig die potenzielle Wandelbarkeit und Anschlussfähigkeit des Konzeptes verdeutlicht. Mit der Dimension von Ort und Landschaft wurde explizit auch die Relevanz von Verortungen betont, die nachfolgend beispielhaft für das Saarland in Verbindung mit der Frage nach „Stadt als Heimat?“ konturiert wird, wobei automatisch auch die weiteren Dimensionen einfließen.

Trotz seiner in Teilen eher ländlichen Prägung verfügt das Saarland mit der Landeshauptstadt Saarbrücken über einen Verdichtungsraum, der einen hohen Grad an Urbanität aufweist, und der nach abnehmender Intensität in Städten wie Völklingen, Saarlouis oder Homburg zunimmt, um weiter nach außen ebenso weiter zu oszillieren. Es handelt sich entsprechend weniger um einen homogenen Raum als vielmehr um ein Kompartiment aus verschiedenen Verdichtungs-, Funktions- und Nutzungsgraden. Auch wenn es

auf den ersten Blick überraschen mag, so stellt das Saarland vor diesem Hintergrund quasi den Prototypen eines Stadtlandhybriden dar, also eines Raumpastiches, das sich klaren und eindeutigen Zuschreibungen und Nutzungen wie Funktionen entzieht (Weber/Kühne 2017). Kennzeichnend für eben jene Hybridität ist der Verlust eines klar abtrennbaren Städtischen vom Ländlichen und einer dementsprechenden Offenheit und Flexibilität. Infolgedessen ergibt sich am Beispiel des Saarlandes ein hybrides Raumgefüge aus Stadt und Land, ebenso wie Industrie und Natur, da das Saarland einerseits unter anderem durch seine nach wie vor aktive Stahlindustrie, aber auch High-Tech-Industrie, geprägt ist, andererseits ausgedehnte Waldflächen kennzeichnend sind. Diese unterschiedlichen räumlichen Muster münden in einer Verwischung eindeutig feststellbarer räumlicher Grenzen, woraus sich themenbezogen die Frage ableiten lässt, wie hier nun Heimat-Verortungen ausfallen.



Foto: Olaf Kühne

Hybrides Raumgefüge aus Industrie, urbanen Kompartimenten und angrenzenden Waldflächen, hier am Beispiel des UNESCO-Weltkulturerbes Völklinger Hütte

Zur Annäherung an den Stadtlandhybriden Saarland und Heimat lassen sich in einem ersten Schritt Ergebnisse von empirischen Erhebungen von Kühne/Spellerberg (2010) sowie Kühne (2006, 2018a) heranziehen. Bereits die erste Erhebung 2004 zeigte eine große Bedeutung von Heimat, die in der zweiten Erhebungsphase 2018 im Vergleich noch einmal zunahm: 2004 gaben 43,5 % der Befragten an, Heimat habe eine sehr große und 37,1 % eine große Bedeutung, 2016 waren es 46,4 % und 40,6 %. Dabei beschränkt sich die räumliche Bezugnahme nicht rein auf die lokale oder regionale Ebene, sondern es wird insbesondere auf das Saarland als Ganzes im Sinne von Heimat Bezug genommen.

In Ergänzung zu den angerissenen empirischen Ergebnissen lässt sich die Bedeutung von Heimat außerdem an der aufkommenden Besonderung „alltäglicher“ Gebrauchsgegenstände wie Taschen („Inkaafstasch“), Schreibwaren („Zeddel“)

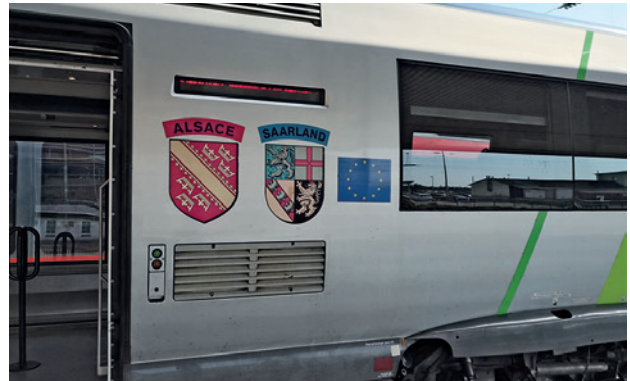
oder Textilien („Juschden, mir hann Huddel!“) ablesen, die versehen mit saarlandbezogenen Attributen – wie beispielsweise auch der Renaissance der bis zur Angliederung an die Bundesrepublik gültigen Saar-Flagge (1947–1956) – heimatliche Bezugnahmen herstellen. Eine weitere Besonderheit stellt eine Saarmoji-App dar, die in Piktogrammen Selbststereotype aufgreift („Berühmt oder aus dem Saarland?“) und sie so auch einer digitalisierten Kommunikation öffnet. Die Rückgebundenheit an „Heimat“ kommt darüber hinaus in einem vierteljährlich erscheinenden Magazin „nemmeh dehemm“ zum Ausdruck, welche insbesondere „Exil-Saarländer“ mit Themen „aus der Heimat“ versorgt.

Die Hybridität des Saarlandes spiegelt sich in multiplen heimatlichen Bezugnahmen und Heimat-Bedeutungen wider. Diese resultiert aus einem unmittelbaren Nebeneinander

von häufig dichotom gedachten physischen Elementen aufgrund stereotyp auftretender Bestandteile eines ländlichen Raumes, wie beispielsweise Agrarflächen, die sich in direkter Nähe zu urban geprägten Elementen wie Gewerbebetriebe, Berghalden oder Hightech Unternehmen wiederfinden. Dadurch werden sowohl Industrie als auch Natur zu zentralen Elementen der heimatlichen Identifikation und Selbstdefinition. Ein weiteres identitätsstiftendes Element und damit von Heimat stellt die Grenzlage des Saarlandes dar. Diese hat zur Folge, dass im Alltag grenzüberschreitende Handlungen, beispielsweise zur Versorgung mit Lebensmitteln oder anderen Gütern, in Luxemburg oder Frankreich selbstverständlich sind (Spellerberg et al. 2018). Dies resultiert in einer Aneignung des französischen „Savoir-vivre“, das zum „Saarvoir-vivre“ weitergedacht wird und somit die hybriden Grenzziehungen bzw. Grenzüberschreitungen der im Saarland Wohnenden verdeutlicht, die nicht notwendigerweise mit den administrativen Landesgrenzen deckungsgleich sein müssen. In Ergänzung dazu definiert eine ebenso deutliche Abgrenzung von Anderem, das mit dem Saarland un-

vereinbar erscheint, die heimatliche Bezugnahme. Prägnant erscheint hier insbesondere die Abgrenzung von Saarländern gegenüber Pfälzern, was sich vielfach in medialen Bearbeitungen und humoristischen Erzählungen niederschlägt.

Raumbezogen konstituiert sich das Saarland entsprechend im Hinblick auf heimatliche Normallandschaften vielfach in einem in-between zwischen den klassisch dichotom gedachten Entitäten Stadt und Land(-schaft), also gerade hybriden Übergangsräumen. Je nach Sozialisierungs(-raum-)kontext wird mitunter eher Stadt, eher Land(-schaft) zur heimatlichen Verortungsgröße, doch ganz grundlegend assoziiert sich in Verbindung mit starken In- und Exklusionen unter anderem mit der Landeshauptstadt Saarbrücken eine urbane Heimat – nicht zwingend geliebt, doch aber geteilt. Dass urbane Kontexte vor dem Hintergrund der Konzeption heimatlicher Normallandschaften machtvoll verankert zur Heimat werden können, verwundert entsprechend keineswegs, doch auch hybride Übergangsbereiche – Stadtlandhybride – können Verheimatungen ermöglichen.



Fotos: Corinna Jenal

Saarpolygon auf der Bergehalde Endorf, grenzüberschreitender Regionalverkehr am Hauptbahnhof Saarbrücken; Saarufer Saarbrücken: Elemente heimatlicher Identifikation

Fazit: Vielfalt von Heimaten

„Heimat“ – ein im Deutschen bis heute zentral verankerter Begriff, der konjunkturellen Schwankungen und variierenden Bezugnahmen unterliegt. Auf diese Formel ließe sich komprimiert die Ausrichtung dieses Artikels zusammenfassen. Es handelt sich mit geschichtlichen Irrwegen wie im Nationalsozialismus oder Motiven einer Ausgrenzung von Anderen und Anderem keineswegs um einen problemlosen Begriff. Gleichzeitig ist er alltagsweltlich so verbreitet und komplex anschlussfähig, dass er aus dem Sprachgebrauch nicht einfach so verdrängt werden könnte. Die Übersicht über die Begriffsgeschichte hat die Wandelbarkeit verdeutlicht, die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Dimensionen die Vielgestaltigkeit. Das Beispiel des Saarlandes lässt sich wiederum so resümieren, dass im 21. Jahrhundert „Heimat“-Bezugnahmen auch eine gewisse Ordnung herstellen

können, ohne dabei rein exklusivistisch ausfallen zu müssen. „Heimat“ lässt sich dann im Zuge von Flexibilisierungen und Hybridisierungen eher sicherheitsstiftend deuten – als Kompass in einer schnelllebigen Welt. Ob diese nun eher ländlich oder eher städtisch oder stadthybrid ausfällt – sie kann alles sein, vieles umfassen, gleichzeitig je nach Kontext mehr oder weniger aktiv anderes ausgrenzen. Plädoyerbezogen schließen wir vor dem Hintergrund der Erläuterungen entsprechend damit, vor einseitigen Versuchen einer Habhaftmachung von „Heimat“ zu warnen. Instrumentalisierungsversuchen, gerade politischen, ist forschungsbezogen wie auch alltagspraktisch mit alternativen Deutungsangeboten zu begegnen, die der Wandelbarkeit sozialer Wirklichkeiten Rechnung tragen.

Literatur

- Bauman**, Zygmunt, 1999: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg.
- Bausinger**, Hermann, 1984: Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Wehling, Hans-Georg (Hrsg.): Heimat heute. Kohlhammer-Taschenbücher Bürger im Staat, Bd. 1065. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: 11–27.
- Bertels**, Lothar, 1997: Die dreiteilige Großstadt als Heimat. Ein Szenarium. Opladen.
- BNatSchG**, o.A.: Gesetz über Naturschutz und Landschaftspflege (Bundesnaturschutzgesetz). Zugriff: https://www.gesetze-im-internet.de/bnatschg_2009 [abgerufen am 17.05.2018].
- Costadura**, Edoardo; Ries, Klaus, 2016: Heimat – ein Problemaufriss. In: Costadura, Edoardo; Ries, Klaus (Hrsg.): Heimat gestern und heute. Interdisziplinäre Perspektiven. Histoire. Bielefeld: 7–23.
- Eickelpasch**, Rolf; Rademacher, Claudia, 2004: Identität. Bielefeld.
- Eisel**, Ulrich, 1980: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft“ zur Gesellschaftswissenschaft. Kassel.
- Gebhard**, Gunther; Geisler, Oliver; Schröter, Steffen, 2007: Heimatdenken: Konjunkturen und Konturen. In: Gebhard, Gunther; Geisler, Oliver; Schröter, Steffen (Hrsg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld: 9–56.
- Greverus**, Ina-Maria, 1979: Auf der Suche nach Heimat. Beck'sche Schwarze Reihe, Bd. 189. München.
- Greverus**, Ina-Maria, 1987: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. Frankfurt am Main.
- Hecht**, Martin, 2000: Das Verschwinden der Heimat. Zur Gefühlslage der Nation. Reclam-Bibliothek, Bd. 1703. Leipzig.
- Hinrichs**, Wolfgang, 1974: Heimat, Heimatkunde. In: Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried; Gabriel, Gottfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 3 G–H. Basel: 1037–1039.
- Huber**, Andreas, 1999: Heimat in der Postmoderne. Zürich.
- Hülz**, Martina; Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.), 2019: Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden.
- Hüppauf**, Bernd, 2007: Heimat – die Wiederkehr eines verpönten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung. In: Gebhard, Gunther; Geisler, Oliver; Schröter, Steffen (Hrsg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld: 109–140.
- Jenal**, Corinna; Kindler, Hannah; Kühne, Olaf; Weber, Florian, 2019: NeuLand – Heimat im Kontext fragmentierter Landschaftsbio- graphien. Eine explorative Annäherung. In: Hülz, Martina; Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden: 323–339.
- Jens**, Walter, 1985: Nachdenken über Heimat. Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie. In: Bienek, Horst (Hrsg.): Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas. München: 14–26.
- Kluge**, Friedrich, 1975: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 21. Auflage. Berlin.
- Körner**, Stefan; Eisel, Ulrich, 2003: Naturschutz als kulturelle Aufgabe – theoretische Rekonstruktion und Anregungen für eine inhaltliche Erweiterung. In: Körner, Stefan; Nagel, Annemarie; Eisel, Ulrich (Hrsg.): Naturschutzbegründungen. Bonn-Bad Godesberg: 5–49.
- Körner**, Stefan; Eisel, Ulrich, 2006: Nachhaltige Landschaftsentwicklung. In: Genske, Dieter D. (Hrsg.): Fläche – Zukunft – Raum. Strategien und Instrumente für Regionen im Umbruch.

- Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften, Bd. 37. Hannover: 45–60.
- Kropp**, Cordula, 2004: Heimat im globalen Zeitalter. In: Berger, Andrea; Hohnhorst, Martin von (Hrsg.): Heimat. Die Wiederentdeckung einer Utopie. Blieskastel: 141–150.
- Kubsch**, Ron, 2007: Die Postmoderne. Abschied von der Eindeutigkeit. Holzgerlingen.
- Kühne**, Olaf, 2006: Landschaft in der Postmoderne. Das Beispiel des Saarlandes. Wiesbaden.
- Kühne**, Olaf, 2009: Heimat und Landschaft – Zusammenhänge und Zuschreibungen zwischen Macht und Mindermacht. Überlegungen auf sozialkonstruktivistischer Grundlage. Stadt+Grün, (9): 17–22.
- Kühne**, Olaf, 2011: Heimat und sozial nachhaltige Landschaftsentwicklung. Raumforschung und Raumordnung, 69. Jg. (5): 291–301.
- Kühne**, Olaf, 2018a: Landschaft und Wandel. Zur Veränderlichkeit von Wahrnehmungen. Wiesbaden.
- Kühne**, Olaf, 2018b: Landschaftstheorie und Landschaftspraxis. Eine Einführung aus sozialkonstruktivistischer Perspektive. 2. Auflage. Wiesbaden.
- Kühne**, Olaf, 2019: Landscape Theories. Wiesbaden.
- Kühne**, Olaf; Jenal, Corinna; Weber, Florian, 2016: Die soziale Definition von Heimat. In: BHU – Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (Hrsg.): Heimat – Vergangenheit verstehen, Zukunft gestalten. Dokumentation der zwei Veranstaltungen „Workshop zur Vermittlung des römischen Kulturerbes“ (17. November 2016, Bonn) und „Heimat neu finden“ (23. bis 24. November 2016, Bensberg). Bonn: 21–27.
- Kühne**, Olaf; Spellerberg, Annette, 2010: Heimat und Heimatbewusstsein in Zeiten erhöhter Flexibilitätsanforderungen. Empirische Untersuchungen im Saarland. Wiesbaden.
- Kühne**, Olaf; Weber, Florian, 2019: Landschaft und Heimat – argumentative Verknüpfungen durch Bürgerinitiativen im Kontext des Stromnetz- und des Windkraftausbaus. In: Hülz, Martina; Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden: 163–178.
- Kühne**, Olaf; Weber, Florian; Jenal, Corinna, 2018: Neue Landschaftsgeographie. Ein Überblick. Essentials. Wiesbaden.
- Lobeck**, Michael; Wiegandt, Claus-Christian, 2017: Digitalisierung als Herausforderung für die Stadtentwicklung in Deutschland. Geographische Rundschau, (7-8): 4–9.
- Marg**, Stine, 2019: „Deutschland – meine Heimat, meine Liebe“. Die Verhandlung von Heimat im Umfeld von ‚Pegida‘. In: Hülz, Martina; Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden: 355–369.
- Naess**, Arne, 1973: The shallow and the deep, long-range ecology movement. A summary. Inquiry: An Interdisciplinary Journal of Philosophy, 16. Jg. (1–4): 95–100.
- Ott**, Konrad, 2007: „Heimat“-Argumente als Naturschutzbegründungen in Vergangenheit und Gegenwart. In: Bundesamt für Naturschutz (Hrsg.): Heimat und Naturschutz. Die Vilmer Thesen und ihre Kritiker. Naturschutz und Biologische Vielfalt, Bd. 47. Bonn-Bad Godesberg: 43–65.
- Piechocki**, Reinhard, 2006: Landschaft und Heimat. Zur Verdrängung der kulturellen Dimensionen aus dem Naturschutz. In: Wiemer, Karl Peter (Hrsg.): Dem Erbe verpflichtet. 100 Jahre Kulturlandschaftspflege im Rheinland. Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz. Köln: 321–337.
- Piechocki**, Reinhard, 2007: Heimat – Begriffsentstehung und Begriffswandel. In: Bundesamt für Naturschutz (Hrsg.): Heimat und Naturschutz. Die Vilmer Thesen und ihre Kritiker. Naturschutz und Biologische Vielfalt, Bd. 47. Bonn-Bad Godesberg: 19–42.
- Piechocki**, Reinhard, 2010: Landschaft – Heimat – Wildnis. Schutz der Natur – aber welcher und warum? München.
- Piechocki**, Reinhard; Eisel, Ulrich; Körner, Stefan; Nagel, Annemarie; Wiersbinski, Norbert, 2007: Die Vilmer Thesen zu „Heimat“ und Naturschutz. In: Bundesamt für Naturschutz (Hrsg.): Heimat und Naturschutz. Die Vilmer Thesen und ihre Kritiker. Naturschutz und Biologische Vielfalt, Bd. 47. Bonn-Bad Godesberg: 9–18.
- Piltz**, Eric, 2007: Verortung der Erinnerung. Heimat und Raumerfahrung in Selbstzeugnissen der Frühen Neuzeit. In: Gebhard, Gunther; Geisler, Oliver; Schröter, Steffen (Hrsg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld: 57–80.
- Radkau**, Joachim, 2002: Mensch und Natur in der Geschichte. Leipzig.
- Reusswig**, Fritz, 2019: Heimat und politische Parteien. In: Hülz, Martina; Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden: 371–389.
- Riehl**, Wilhelm Heinrich, 1854: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Land und Leute, Band 1. Stuttgart, Tübingen.
- Rudorff**, Ernst, 1994 [1897]: Heimatschutz. St. Goar.
- Schenk**, Winfried, 2001: Landschaft. In: Beck, Heinrich; Geuenich, Dieter; Steuer, Heiko (Hrsg.): Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 17. Berlin: 617–630.
- Sieferle**, Rolf Peter, 1985: Heimatschutz und das Ende der romantischen Utopie. Arch+, 81. Jg.: 38–42.
- Spellerberg**, Annette; Schönwald, Antje; Engelhardt, Katharina; Weber, Florian, 2018: Leben in Grenzregionen – „Wo kämen wir denn da hin?“. In: Pallagst, Karina; Hartz, Andrea; Caesar, Beate (Hrsg.): Border Futures – Zukunft Grenze – Avenir Frontière. Zukunftsfähigkeit grenzüberschreitender Zusammenarbeit. Arbeitsberichte der ARL, Bd. 20. Hannover: 143–167.
- Waldenfels**, Bernhard, 2005: In den Netzen der Lebenswelt. 3. Auflage. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 545. Frankfurt (Main).
- Weber**, Florian, 2018: Konflikte um die Energiewende. Vom Diskurs zur Praxis. Wiesbaden.
- Weber**, Florian; Kühne, Olaf, 2015: Bausteine der Regionalentwicklung – eine Einführung. In: Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.): Bausteine der Regionalentwicklung. Wiesbaden: 1–10.
- Weber**, Florian; Kühne, Olaf, 2017: Hybrid suburbia: New research perspectives in France and Southern California. Quaestiones Geographicae, 36. Jg. (4): 17–28.
- Weber**, Florian; Kühne, Olaf; Hülz, Martina, 2019: Zur Aktualität von „Heimat“ als polyvalentem Konstrukt – eine Einführung. In: Hülz, Martina; Kühne, Olaf; Weber, Florian (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden: 3–23.
- Zöller**, Renate, 2015: Was ist eigentlich Heimat? Annäherung an ein Gefühl. Berlin.



NACHDENKEN ÜBER HEIMAT
ALS ÖFFENTLICHE AUFGABE



Foto: Uwe Altröck

Der Begriff Heimat ist – wieder einmal – in aller Munde. Wenn so etwas scheinbar Selbstverständliches und andererseits schwer Bestimmbares wie Heimat im beginnenden 21. Jahrhundert zum Namenspaten für Ministerien wird, ist zunächst Skepsis angezeigt. Hat sich der Populismus inzwischen auch in den christlichen Parteien so weit durchgesetzt, dass sie durch ein symbolisches Bekenntnis für Unterstützung werben möchten, und das unter Bezugnahme auf einen historisch immer wieder aufs Größte missbrauchten Begriff? Oder steckt mehr dahinter?

Prof. Dr. Uwe Altröck

ist Professor für Stadterneuerung und Planungstheorie an der Universität Kassel. Er ist Mitherausgeber des Jahrbuchs Stadterneuerung und der Buchreihe Planungslandschaft. Seine Forschung beschäftigt sich mit Governance-Fragen, Baukultur und Quartiersentwicklung im Rahmen von Urbanisierungs- und Bestandsentwicklungsprozessen in Deutschland, China, Indien und anderen Ländern. Mit Fragen nach Verlust und Neubestimmung von Heimat in einer zunehmend globalisierten Welt wird er dabei auf immer wieder neue Weise konfrontiert.
altröck@asl.uni-kassel.de

Anstatt einer Begriffsbestimmung: Mögliche Ansätze von Heimatpolitik

Es kommt für eine Diskussion von Heimatpolitik nicht darauf an, ganz exakt zu bestimmen, was unter Heimat verstanden werden soll. Den Begriff akzentuieren viele Beteiligte ohnehin unterschiedlich. Gleichwohl kann die Ausleuchtung eines Assoziationsraums dazu dienen, einen Rahmen zu bestimmen, in dem sich Heimatpolitik überhaupt bewegen könnte. Dazu sind mehrere Dimensionen aufzugreifen (Handschuh 1990).

Dem ganz unmittelbaren *räumlichen* Bezug, der dem Begriff innewohnt, kommt heute eine ganz neue Bedeutung zu – insbesondere angesichts einer enorm gestiegenen Mobilität bis hin zu multilokalen Lebensweisen. Heimat als ein Ort, dem Menschen sich zugehörig oder an dem sie sich geborgen fühlen, lässt sich nicht so einfach intentional herstellen. Und inwiefern virtuelle Räume den realen ihre Bedeutung streitig machen, erscheint erst einmal klärungsbedürftig.

Die *zeitliche* Dimension von Heimat hat in Diskussionen über den Begriff immer schon eine besondere Rolle gespielt. Heimat scheint sich häufig auf Erinnerungen zu beziehen und mit Verlust zusammenzuhängen. Auch hieraus erwachsen aber doch eher Fragen. Geht es bei der Auseinandersetzung mit Heimat eher darum, etwas zu bewahren und gegen Infragestellungen zu verteidigen? Eine solche Fokussierung bringt immer das Risiko der Rückwärtsgewandtheit mit sich. Auch wenn sich diese durch einen reflektierten Zugang in eine Balance mit einer Zukunftsorientierung bringen ließe: Es bleibt offen, ob gesellschaftliche Veränderungen überhaupt so stark beeinflusst werden können, dass eine angemessene Form der Bewahrung möglich wird. Falls jedoch der Verlust von vergangenheitsbezogenen Vorstellungen von Heimat als unvermeidbar anzusehen ist, wäre zu erwägen, inwieweit sich Bewahrung in einem übertragenen Sinn unterstützen lässt oder ob Ansätze einer neuerlichen Beheimatung Aufmerksamkeit verdienen.

In *sozialer* Hinsicht erscheint zunächst einmal nahe zu liegen, dass das Gefühl von Aufgehobenheit in einer Gemeinschaft zu Heimat gehört. Verlorenheit und Einsamkeit sind hingegen Anzeichen ihres Verlusts. Die Art von Gemeinschaft nimmt in einer individualisierten und weitgehend urbanisierten Gesellschaft allerdings äußerst vielfältige Formen an. Ob Gemeinschaft an sich schon positiv ist, lässt sich nicht so leicht beantworten, gerade vor dem fragwürdigen Hintergrund von Zwangsgemeinschaften, die die Freiheit des Einzelnen eher einschränken und überdies ausgrenzend

gegenüber nicht als zugehörig Geltenden wirken können. Gemeinschaft sollte im Idealfall überdies nicht etwas Fehlendes ersetzen, sondern ein Angebot sein, das im Zweifel aus freien Stücken angenommen wird.

Eine *kulturelle* Zugehörigkeit zu einem überkommenen und sich allmählich entwickelnden überindividuellen Korpus aus Werten, Gebräuchen, Artefakten und vielem mehr ist ein ganz wesentlicher Teil der individuellen Identität. Schon die Leitkulturdebatte zeigt jedoch die vielfältigen Fallstricke, die sich hieraus in normativer wie handlungsorientierter Weise ergeben: Kultur zeichnet sich durch vielfältige Differenzierungen und Schattierungen aus, so dass ihr Verbindendes in den seltensten Fällen allumfassend ist. Wegen ihres fluiden Charakters entzieht sie sich einer politischen Indiennahme. Die Förderung von Kultur taugt daher nur begrenzt dafür, Heimat zu bewahren oder zu stiften. Sie bietet höchstens eine Plattform dafür, Heimat kulturell mit Leben zu erfüllen oder immer wieder neu zu verhandeln.

Im Zusammenspiel mit der sozialen und kulturellen Dimension von Heimat wird ein scheinbar selbstverständlicher, vielleicht aber nicht so ganz bewusst reflektierter Gesichtspunkt augenfällig, der für Heimatpolitik nicht vernachlässigt werden kann: *das Spannungsfeld zwischen individuellen und kollektiven Zugängen*. Auf der emotionalen Ebene handelt es sich bei der Frage, wo man sich zuhause fühlt, um etwas sehr Individuelles. Es hängt aber offenbar sehr stark davon ab, inwieweit man sich sozial aufgehoben fühlt. Im Zusammenhang mit einem bewahrenden Ansatz von Heimat mögen diese beiden Zugänge noch bis zu einem gewissen Grad zusammenfallen. Das gilt etwa, wenn es darum geht, wie an einen Ort gebundene kollektive Identitäten gestärkt werden, und diese dann auf ein Repertoire gemeinsamer Erfahrungen zurückgreifen können. Das ist klassischerweise der Zugang von Vereinen mit einem Bezug zur Heimat.

Die aktuelle Ausgangssituation, die überhaupt zu einer Auseinandersetzung mit dem Thema auf der politischen Ebene führt, ist bis zu einem gewissen Grad anders gelagert. Globalisierung, Entwurzelung, Virtualisierung, großräumige Mobilität und fortschreitende Urbanisierung als Kennzeichen eines verschobenen räumlichen Referenzrahmens zeitgenössischer Lebensentwürfe weg von leidlich stabilen kleinteiligen Zusammenhängen werfen unweigerlich die Frage nach neuen Möglichkeiten der Beheimatung auf. Diese Möglichkeiten gehen aber gerade davon aus, dass die

individuellen Erfahrungen, die dabei mitgebracht werden, komplett divers sind: Aktionsräume in Städten überspannen Quartiere und transzendieren damit gemeinsame kleinteilige Erfahrungsräume, Multilokalität führt zum Zusammenreffen unterschiedlicher privater Bezugsräume, im Netz treffen Menschen mit vielleicht gemeinsamen Interessen, aber doch tendenziell diversen Hintergründen aufeinander. Der Kitt, der die traditionellen Formen von Heimat zusammenhält, kann sich nicht zuletzt durch das Ineinanderfallen oder wenigstens eine intensive Verschränkung von räumlichen, zeitlichen, sozialen und kulturellen Bezugssystemen entwickeln. Heimatpolitik wird sich stets fragen müssen, wie mit der Gewichtsverschiebung zwischen diesen Bezugssystemen umzugehen ist und welche Konsequenzen es hat, wenn sie gerade nicht mehr miteinander in Deckung zu bringen sind.

Auch früher schon führte das zu Spannungsfeldern, die Motor gesellschaftlicher Veränderung sein können, ohne dabei Beheimatungsvorgänge gleich grundsätzlich in Frage zu stellen: Der Amateurfunker findet Gleichgesinnte in der

ganzen Welt, ohne dabei die eigene Heimat verlassen zu müssen. Heranwachsende, denen ihr kleinstädtisches Umfeld als zu eng erscheint, suchen ihr Glück in der Großstadt. Diejenigen, denen es dort zu hektisch wird, ziehen in kleinere Städte.

Was aber, wenn die Ausdifferenzierung und die zentrifugalen Kräfte der Bezugssysteme überhand nehmen und keine hinreichende Orientierung mehr bieten? Hier wird sich Heimatpolitik zwangsläufig auf abstraktere Kategorien fokussieren und fragen müssen, welchen Grad von Zugehörigkeitsgefühl Menschen in dem Zusammenspiel der Mosaiksteine empfinden, die sich aus der jeweiligen punktuellen Geborgenheit in einem Quartier, einer berufsständischen Organisation, der Fangemeinde einer Band und vielen anderen mehr ergeben (vgl. etwa Rosa 2012). Ob hier konsistente Politik unter dem Begriff Heimat noch denkbar ist, ist zweifelhaft. Das sollte aber eher als Mahnung zur Reflexion der eigenen Wirkungsmöglichkeiten denn als eine kategorische Absage an Überlegungen zu Heimatpolitik verstanden werden (vgl. auch Epple 2018).



Foto: Uwe Altröck

Traditionelle Heimatliebe? Saisonaler Nebenerwerbslandwirt in den albanischen Alpen. Er möchte seine Scholle nicht aufgeben, lebt im Winter aber in der Stadt

In den Fängen des Populismus? Heimatpolitik als öffentliche Aufgabe

Namen kommen, Namen gehen: Die Veränderung von Ressortzuschnitten und Ministeriumsamen zielt in der Regel darauf ab, politische Akzente zu setzen. Dabei ist nicht immer gleich klar, wohin die politische Reise im Detail geht. Dagegen stehen die Beharrungskräfte der Ministerialbürokratie, die weitreichende Stabilität des gesetzlichen Rahmens, in dem die Exekutive operiert, und nicht zuletzt immer wieder auch Kompetenzgrenzen, die sich aus verfassungsrechtlichen Festlegungen speisen. Wenn also derzeit Heimatministerien gegründet werden, erfüllt diese mehrere Funktionen. Zunächst handelt es sich um einen symbolischen Akt, der einen selbstgestellten Auftrag formuliert und dazu bestehende Kompetenzen vernetzt. Erst aufbauend auf diesen Schritten werden konkrete neue Aufgaben entwickelt, mit Steuerungsressourcen ausgestattet und schließlich in konkrete Maßnahmen übersetzt. Selbstverständlich schafft ein Ministerium damit so wenig Heimat, wie beispielsweise ein Umweltministerium aus dem Stand die Umwelt retten kann. Gleichwohl ist es in der Lage, politische Rahmenbedingungen in einem sich konstituierenden Politikfeld zu setzen.

Die mögliche Beschaffenheit und Ausgestaltung dieses Politikfelds ist allerdings im Bereich der Heimat aus mehreren Gründen schwierig. Da wäre zunächst die Frage der Symbolik: Wenn Heimat etwas Einschließendes haben und nicht ausschließend wirken soll, wäre zu klären, wie mit all denen umzugehen ist, die die Förderung von Heimat begrifflich wie politisch als übergriffig ansehen. Vielleicht nicht von ungefähr kommt die Namensänderung des Bundesministeriums aus der gleichen Partei wie die Anordnung der Anbringung von Kreuzen an allen öffentlichen Gebäuden in Bayern: Die dortige Landesregierung kann sich nicht unter Berufung auf die traditionelle Gültigkeit und die doch vermeintliche Unverfänglichkeit der christlichen Werte berufen, ohne die vielen Nicht-Christen in Bayern tendenziell vor den Kopf zu stoßen. Auf der Ebene des Bundesministeriums sind ähnliche Phänomene zu beobachten, wie die prominente Kritik der Journalistin Ferda Ataman (2018) deutlich macht: „Warum diskutieren wir diese Frage überhaupt? Der Zeitpunkt zeigt: Die Debatte ist keine Reaktion auf die großen gesellschaftlichen Umbrüche. Nicht die Globalisierung, die Komplexität der digitalen Welt, die Auflösung des bisherigen Arbeitsmarkts haben das Thema auf die Agenda gebracht. Wir reden erst über Heimat-Sehnsucht, seit viele Geflüchtete gekommen sind. [...] Aber wenn man den Begriff nicht den Rechten überlassen will, sollte man ihn auch nicht in ihrem Kontext verwenden.“

Der selbstgestellte Auftrag stellt sich mindestens im Bund als ein Wagnis dar: Ohne genau zu wissen, was in einem ohnehin riesigen Ressort an substanzieller neuer Politik erreichbar sein wird, formuliert Horst Seehofer mit der Platzierung des Begriffs Heimat Erwartungen. Diese sind sicher ganz bewusst schwammig gehalten, doch hat bereits sein ausführlicher FAZ-Artikel (Seehofer 2018) hier erste Standortbestimmungen nicht nur inhaltlicher, sondern auch strategischer Art vorgenommen – insbesondere gegen die AfD, aber auch gegen die Fokussierung auf den Begriff der Leitkultur (Ataman 2018; Jessen 2018; Seibt 2018).

Es liegt daher nahe, dass das Ministerium die dringende Standortbestimmung über Kommissionen erreichen will und damit zunächst thematische, möglicherweise später auch ressourcielle Vernetzungen herstellen möchte. Aus der Sicht der Wohnungs- und Quartierspolitik beispielsweise können solche Vernetzungen durchaus neue Politikzugänge ermöglichen.

Als wesentlicher Baustein der Verräumlichung der Städtebaupolitik des Bundes hat ihre Eingliederung in das Innenministerium dort überhaupt erst die hinreichende Ressortzuständigkeit für raumbezogene Themen um den Begriff der Heimat geschaffen. In der Vergangenheit musste sich Quartierspolitik immer wieder damit auseinandersetzen, wie eine angemessene politische Unterstützung lebenswerter Alltagsumwelten der Menschen aussehen könnte und insbesondere, wie man dabei über die engen Grenzen eines baulich-investiv ausgerichteten Zugangs hinauskommen könnte – als Beispiel seien etwa die Auseinandersetzungen um eine sozialräumliche Integration sozialpolitischer und städtebaulicher Förderansätze in der Sozialen Stadt genannt (BBSR/BMUB 2017). Eine systematische Vernetzung der Diskurse und Kompetenzen ist hier wie in der Regionalpolitik und Daseinsvorsorge durchaus begrüßenswert.

Erst in groben Konturen stellt sich bislang dar, wie die Überlegungen dazu in konkrete Politik gerinnen können, die weiter führt als lediglich eine Umetikettierung des auch vorher schon Bestehenden. Die Ernsthaftigkeit, mit der bislang im Innenministerium im Nachgang zur programmatischen Positionierung des Ministers (Seehofer 2018) neue Akzentsetzungen in den erwähnten Teilbereichen vorgenommen wurden, lässt darauf schließen, dass es sich dabei mehr als nur eine populistische Finte gehandelt hat. Konkrete Politik muss allerdings erst noch geliefert werden.



Foto: Uwe Altrock

Inszenierung von Heimat in einer Gesellschaft von Wanderarbeitern und explodierenden Megastädten:
Die Touristenattraktion Splendid China Miniature Park in Shenzhen

Das Selbstverständnis: Konturen der aktuellen Heimatpolitik im Bund

Betrachten wir vor diesem Hintergrund das Selbstverständnis der aktuellen Heimatpolitik etwas genauer. Auffällig ist, dass das Thema Heimat immer im engen begrifflichen Kontext von Migrationsfragen verhandelt wird. Dies gilt schon für den Minister selbst: „Warum brauchen wir einen neuen Zusammenhalt? Die Antwort auf diese Frage ist zugleich der Schlüssel zu Begriffen wie Heimat, Zusammengehörigkeit, Zuwanderung und Integration im Sinne von zugehörig sein“ (alle folgenden nicht anders gekennzeichneten Zitate vgl. Seehofer 2018). Seehofer bettete die Flüchtlingszuwanderung zwar in ein breites Spektrum von Verunsicherungen

ein – er spricht vor allem auf Veränderungen der Arbeitswelt, des Alltags in Stadt und Land sowie außenpolitische Themen an. Das führt dazu, dass viele Menschen „sich vom Umfang und der Geschwindigkeit der Veränderungen trotz wirtschaftlich guter Lage überfordert und orientierungslos zurückgelassen fühlen“. Das erwähnte Verständnis setzt sich in der Ankündigung fort, sich um den „Zusammenhalt im Land“ kümmern zu wollen und dazu neben der Kommission „Gleichwertige Lebensverhältnisse“ auch die „Fachkommission zur Integrationsfähigkeit“ und die „Deutsche Islamkonferenz“ zu nutzen.

Es bleibt im Folgenden bei einem einzigen Hinweis auf das Thema „Erhalt und Schutz von Naturräumen“, nämlich bei dem auf eine Allensbach-Umfrage. Darin sehen interessanterweise die meisten Befragten gerade dies als Aufgabe, für die ein Heimatministerium zuständig sein sollte (Petersen 2018: Schaubild 6). Dagegen nennt der Minister eine große Bandbreite von politischen Anliegen, um die er sich kümmern möchte. Sie reichen von der Schaffung von Wohnraum über die Stadterneuerung bis hin zur Stärkung der Infrastruktur, umfassen weiter die erwähnten Fragen von Zuwanderung und Integration, die Unterstützung ehrenamtlichen Engagements in Vereinen, die Schaffung und den Erhalt eines handlungsfähigen Staats im Hinblick auf Sicherheit, Ordnung und Verwaltung sowie gleichwertige Lebensverhältnisse. Während er explizit Kritik am Neoliberalismus formuliert, gehen diese Anliegen allerdings nicht viel weiter als ein Bekenntnis zur Stärkung der Kernaufgaben eines Innenministeriums, das die Kompetenzen raumbezogener Politik hinzuerhalten hat.

Aktivitäten des Bundesministeriums sind hier erst in Konturen zu erkennen. Bislang bedeutet das neben der neuen Bündelung verschiedener Stichworte unter dem Dachbegriff Heimat, die wohl vor allem Aufmerksamkeit für das Thema signalisieren soll, ein besonderes Bekenntnis zur Förderung bürgerschaftlichen Engagements und zu einer Auseinandersetzung mit demografischen Herausforderungen. Das Ministerium begreift das letzte Stichwort vor allem als Ansatz, zwischen den Bedürfnissen unterschiedlicher Generationen zu vermitteln (BMI 2017). Darüber hinaus versucht es, das Verhältnis zwischen den gesellschaftlichen Sphären neu zu justieren. Diesbezügliche Stichworte sind bürgerschaftliches Engagement, handlungsfähiger Staat sowie eine gewisse Kritik am Neoliberalismus. Das verdeutlicht im Zusammenspiel mit den oben erwähnten drei Kommissionen, dass es sich bei dem Selbstverständnis des Ministeriums ganz wesentlich um einen relationalen Heimatbegriff handeln soll, den es aber erst noch umfassend zu konzipieren gilt.



Foto: Uwe Altrock

Gemütliche Gastlichkeit? Neubau im Nordosten Berlins

Heimat als relationaler Begriff der Politikgestaltung

Soll Heimatpolitik den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern, dann muss sie Angebote bieten, die einerseits vor wahrgenommener Entwurzelung und Entfremdung bewahren und andererseits für neue Wurzeln sorgen. Der erste Ansatz richtet sich eher an Menschen, die in angestammten Umfeldern verbleiben, während sich der zweite beispielsweise eher auf wanderungsbedingte Neubestimmungen des persönlichen Umfelds bezieht. Die beiden Zugänge unterscheiden sich tendenziell im Hinblick auf die Räume und Personen, die potenziell von ihnen profitieren. Sie lassen sich jedoch auch biografisch verstehen, wenn der erste die ursprüngliche Heimat eines Menschen in den Blick nimmt, während der zweite die Tatsache berücksichtigt, dass viele Menschen wegen Ausbildung, Beruf und Familiengründung ihr angestammtes Umfeld verlassen. Die Distanz zwischen diesen beiden Polen heimatpolitischen Handelns und die potenziellen Widersprüche, die sich aus ihrer beider Berücksichtigung ergeben, sind groß. Daher kann es sich bei verantwortungsbewusstem heimatpolitischem Handeln nur um ein relationales Konzept handeln, das die beiden Zugänge und Pole bewusst sowie explizit miteinander in Beziehung setzt und dazu eine Neuverhandlung von gesellschaftlichen Verständigungsmechanismen kultiviert. Ein solches Vorgehen lässt sich mit Bezug auf die oben angeführten Dimensionen des Heimatbegriffs wie folgt systematisieren.

Räumliche Dimension: Mit der Eingliederung der Kompetenzen für Stadtentwicklung und Wohnen in das Innenministerium liegt eine stärkere Thematisierung der räumlichen Dimension im Zusammenhang mit dem Heimatdiskurs auf der Hand. Die Kommission „Gleichwertige Lebensverhältnisse“ und die Auseinandersetzung mit Fragen der Daseinsvorsorge stellen hier sicher einen wichtigen Ansatz dar, gerade angesichts der Infragestellung und Reinterpretation des Ziels in den letzten Jahren (vgl. hier nur stellvertretend BBR 2006). Er bezieht sich im Wesentlichen auf das Spannungsfeld Metropole–Peripherie, das allerdings nur eine Facette in der genannten Polarität Bewahren–Neubestimmen im Hinblick auf die Fragen von Heimat ist. Der Ansatz verdient künftig eine noch stärkere Auseinandersetzung mit der Zukunft klein- und mittelstädtischer Identitäten (für den Vorschlag eines „raumbezogenen Ausgleichs“ auch im Hinblick auf planerisch-stadtentwicklungspolitische Handlungsfähigkeit und die dafür erforderlichen Ressourcen zur weitergehenden Unterstützung peripherer Räume vgl. Altrock 2018). Sie müsste grundsätzlichere Fragen beantworten. Das gilt jenseits der Hoffnung darauf, dass sich die Attraktivität der metropolenfernen Räume und die stabile, aber möglicherweise

doch vielfach nur noch romantisierende gesellschaftliche Sympathie für kleinstädtisches Leben quasi naturwüchsig erhalten lässt.

Diese grundsätzlicheren Fragen gehen typischerweise über den Wirkungsbereich eines Innenministeriums hinaus. Sie beziehen sich ganz wesentlich auf die raumbezogene Steuerbarkeit ökonomischer Aktivitäten in einer sozialen Marktwirtschaft und die damit im Zusammenhang stehenden weichen Standortfaktoren. Einige Entwicklungen zeigen geradezu paradigmatisch, wie grundsätzlich die hierbei zu diskutierenden Fragen sind und wie stark sie über den traditionellen Einflussbereich des Heimatressorts hinausgehen. Dazu gehören die Schwierigkeit von global agierenden Konzernen außerhalb der Metropolräume, die Erosion des Einzelhandels in traditionellen Zentren von Klein- und Mittelstädten, die Widerstände bei dem Versuch, im hergebrachten deutschen berufsständisch geprägten System eine adäquate ärztliche Versorgung auf dem Land zu organisieren und die Debatte um die Reichweite des schnellen Internets auf dem Land. Dass es in Deutschland kein Kommunalentwicklungsministerium gibt, das in natürlicher Weise die entsprechenden Fragen bündeln und in integriertes politisches Handeln übersetzen könnte, führt hier zu einer Leerstelle, die vermutlich auch ein Heimatministerium nicht überwinden kann.

Eine vom Ministerium angestoßene Debatte, die das Verhältnis von Bewahren und Neubestimmen im Hinblick auf die räumlichen Verwurzelungsmechanismen der Menschen führen und fruchtbar machen würde, müsste dabei allerdings weit über die beiden derzeit sichtbaren Ansätze hinausgehen, also mehr als das Thema mit der Kommission „Gleichwertige Lebensverhältnisse“ auf Fragen der Daseinsvorsorge zu verengen und bestehende Projekte sowie Einzelaktivitäten in verschiedenen Feldern als Heimatpolitik begrifflich zu rahmen. Eine Austarierung des Verhältnisses Global–Lokal drängt sich angesichts der vielfach genannten Motivationen für den Heimatdiskurs hier geradezu auf. Die Umweltbewegung hat sich in den letzten Jahrzehnten mit dem Slogan „Global denken – lokal handeln“ an einer Antwort versucht. Die allerdings fordert angesichts der Dramatik der heutigen Situation mit dem Klimawandel als umweltpolitische Leit herausforderung eine ergänzende Neubestimmung auch und gerade aus dem politischen Raum. Dabei gälte es zu klären, wie lokal überhaupt wirkungsvoll gehandelt werden kann, und zwar angesichts der vielfältigen Motivationsbarrieren für individuelles und haushaltsbezogenes Handeln gerade

auch auf der kleinräumigen kollektiven Ebene (Ekardt 2016). Ziel des Ministeriums müsste es also im genannten relationalen Sinn sein, das Verhältnis zwischen global und lokal auf grundsätzlicher Ebene auszuloten.

Zeitliche Dimension: Es ist bereits mehrfach angeklungen, dass in diesem Zusammenhang die zeitliche Dimension eine zentrale Rolle spielt. Sie zeigt die Polarität zwischen dem traditioneller angelegten Bewahren und dem suchenden, vielfach überhaupt nicht mit dem Heimatbegriff assoziierten Schaffen von Möglichkeiten der Verwurzelung auf. Die harsche Ablehnung, die jedwede Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff unter vielen Autorinnen und Autoren auslöst, ist zwar vordergründig intensiv mit dem Missbrauch

des Begriffs durch die Nationalsozialisten verbunden. Er lässt sich letztlich darauf zurückführen, dass deren Zugang – und offensichtlich auch der in der aktuellen rechtspopulistischen Bewegung – in Bezug auf die zeitliche Dimension eine ungebührliche und ausschließende Bevorzugung des Bewahrens fordert. Diese wird unter anderem über den Alleinvertretungsanspruch des völkischen Konzepts und damit eine unhinterfragte Solidarität mit einem unbestimmbaren und rückwärtsgewandten Konstrukt transportiert. Es ist kein Wunder, dass dies einhergeht mit Mechanismen, die von Zugewanderten vorrangig oder gar bedingungslos Integration durch Assimilation fordern und damit deren Bedürfnisse bei einer Beheimatung schon in ihrer Ausgangsperspektive vernachlässigen.



Foto: Uwe Altröck

Umnutzung und Aneignung: Potenzial von Bestandsbauten unabhängig von ihrem Denkmalwert. Loretto-Quartier in Tübingen

Für zeitgenössische Heimatpolitik müsste dieser Befund bedeuten, dass diese auch hier die Balance zwischen dem Bewahren und dem Neubestimmen von Verwurzelungen austarieren oder sich, auf die alltägliche kleinräumige Umwelt der Menschen bezogen, mit der Vielschichtigkeit von Aneignungsmechanismen beschäftigen sollte. Dabei könnte es auch darum gehen, wie schnell sich Veränderungen im Lebensalltag vollziehen sollten und wie diese verträglich gestaltet werden könnten. Dies beeinflusst die soziale Dimension weitreichend. Ungeachtet dessen müsste eine Thematisierung der zeitlichen Dimension auch die Dynamik von Veränderung einbeziehen und darauf achten, welche Auf- und Abwertungsprozesse mittel- bis langfristig dazu führen, dass Beheimatungsprozesse in Frage gestellt werden. Beispiele dafür sind die Entwertung von Immobilieneigentum, das Gefühl von Perspektivlosigkeit in Zeiten der Schrumpfung oder Verdrängungsprozesse in überhitzten Wohnungsmärkten (für weiterführende Gedanken hierzu vgl. Altrock 2018).

Soziale Dimension: In einem relationalen Verständnis von Heimat bringt diese den Auftrag, Gesellschaft und Individuum miteinander in eine Balance zu bringen. Der diesen Ausführungen zugrunde liegende Heimatbegriff nimmt soziale Heterogenität offenbar als gegebene Realität an. Wie weit sie gehen und wie sie räumlich organisiert werden sollte, ist damit allerdings noch nicht vorweggenommen. Dem derzeitigen Heimatminister Seehofer ist zuzurechnen, dass er mit seiner harschen Forderung nach einer Flüchtlings-Obergrenze die Frage nach einem vertretbaren Grad an Heterogenität auf der gesamtstaatlichen Ebene mit Nachdruck gestellt hat. Der politische Preis, den er – und mit ihm die politische Kultur in Deutschland – dafür entrichtet hat, sollte angesichts der Auseinandersetzung um die Möglichkeiten von Heimatpolitik ein neuerliches Nachdenken nach sich ziehen. Spielen auf der Seite des Bewahrens im sozialen Sinn unspezifische Ängste eine legitime Rolle, muss Sicherheit zu einem Thema der Heimatpolitik werden. Sie weist allerdings gar keinen unmittelbaren Bezug zu Fragen der Migration auf, sondern reicht viel weiter. Einem Heimatministerium kommt auch hier die Rolle der Neubestimmung einer Balance zu: der zwischen Sicherheit und Freiheit. Insofern wäre eine Intensivierung des Sicherheitsdiskurses als Heimatpolitik ohne Thematisierung dieser Balance von vorneherein einseitig, auch wenn sie einem in weiten Kreisen der Bevölkerung geäußerten Bedürfnis entspringen mag. Zunächst wäre die Reichweite der Diskussion abzustecken: Angst vor Überfremdung, die rund um die Flüchtlingsdebatte in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen zum drängenden Thema wurde, stellt dabei wie Angst vor Kriminalität nur eine Facette unter vielen dar. Aufgabe von Heimatpolitik wäre hier, Angst

mit einem umfassenden Verständnis von Sicherheit entgegenzutreten. Dieses beginnt bei einer offenen und sensiblen Auseinandersetzung mit Gefahren sowie einer ausgewogenen Darstellung von Kriminalitätsstatistiken und kann bis zu einer Verstärkung von Sicherheitsmaßnahmen reichen.

Bezogen auf die räumliche Dimension von Sicherheit geht es hier aber um mehr: neben physischer Sicherheit auch um ein Zurechtfinden im Raum und schließlich um das Gefühl der Zugehörigkeit, das eine vertraute Umgebung bewirkt. Das Spektrum politischen Handelns bietet dazu neben konventionellen Maßnahmen einer sicherheitstechnischen und polizeilichen Hochrüstung vielfältige Möglichkeiten: Eine davon wäre ein sehr behutsamer medialer Umgang mit den Gefahren von Terrorismus, der dem Schüren von Ängsten im öffentlichen Raum nach Möglichkeit entgegenwirkt. Es ließen sich auch Angsträume umgestalten und die Anonymität – und damit tendenziell auch: Einsamkeit – an „Nicht-Orten“ im Sinne von Augé (1994) bekämpfen. Möglich wäre auch, Begegnungen mit dem Unbekannten zu fördern.

All die genannten Optionen sind Gesichtspunkte, die beispielsweise in der Sozialen Stadt bereits seit langem einen angestammten Platz haben. Die Beharrlichkeit, mit denen angesichts anhaltender Zuwanderung Fremdheit gesellschaftliches Thema bleibt, ist allerdings weiter groß. Das zeigt, dass die temporäre Fokussierung auf die kleinräumigen Integrationsmechanismen in sozial benachteiligten Stadtteilen offenbar zu kurz greift, wie sie in der Städtebauförderung bislang angelegt ist. Daher gilt es, Begegnung zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen noch stärker als bisher durch verstetigte Ansätze des Quartiersmanagements über die Zeiträume einer Förderung baulich-räumlicher Maßnahmen hinaus herauszustellen und zu sichern. Dies fordert gerade in Ankunftsquartieren (Saunders 2011) ein völlig neues Verständnis von Quartierspolitik. Dieses richtet sich nicht auf eine vermeintliche Normalisierung von Stadtteilen, sondern setzt vielmehr an den Bedürfnissen derjenigen an, die in ihnen wichtige Ressourcen für ihre eigene gesellschaftliche Integration und Verwurzelung vorfinden (vgl. auch BBSR/BMUB 2017; Kronauer/Vogel 2004).

Heimatorientierte Quartierspolitik in einem neuen Verständnis sollte dazu in engen Partnerschaften mit Schlüsselakteuren im Quartier wie Schulen, kulturellen oder auch religiösen Einrichtungen betrieben werden. Dabei sollte sie Vernetzungsangebote für das Leben im Stadtteil bieten und wirksame Zeichen gegen Vereinzelung sowie für Gemeinsinn setzen. Beim Aufbau und der Pflege neuer Zugehörigkeiten hat auch die Stadtentwicklung etwas zu bieten, nämlich die Förderung von Kleinteiligkeit, lokaler Verankerung



Foto: Uwe Altröck

Kleinteiligkeit und Vielfalt: Beheimatung ist nicht zwangsläufig auf historische Altstädte allein angewiesen. Mühlenviertel in Tübingen

des Alltagslebens, soziale Netzwerke und Lebensqualität im unmittelbaren Wohnumfeld auch jenseits baulich-investiver Reparaturmaßnahmen.

Kulturelle Dimension: Auch hier haben wir es mit einem Spannungsverhältnis zu tun, das den Kompetenzbereich des Innenministeriums überschreitet: das zwischen Hochkultur einerseits und lokaler sowie Subkultur andererseits. Vermutlich stellt dieses Spannungsverhältnis eines der schwierigsten der hier genannten dar, zumal hier der Föderalismus einer zu weit reichenden Einlassung eines Bundesministeriums deutliche Grenzen setzt. Es wäre zu diskutieren, ob Heimatpolitik dazu beitragen kann, das Zusammenspiel von globaler und regionaler Kultur sowie von neuem und bewährtem zu klären – und auf welcher gesellschaftlichen

Ebene sowie mit welchem – gegebenenfalls didaktischen – Ansatz.

Hier ließe sich schnell abwinken und beispielsweise mit dem Verweis auf die Freiheit der Kunst eine solche Einlassung als ungebührlich bewerten. Dagegen sprechen allerdings zwei Argumente: Erstens greift die Politik ohnehin beispielsweise über die Kulturförderung massiv in das genannte Feld ein. Und zweitens gibt es andere Länder, die mit den hier aufgeworfenen Fragen völlig anders umgehen. Auch wenn dieser Punkt angesichts des geringen Raumbezugs nicht weiter vertieft werden soll, seien – neben der Tatsache, dass Kulturpolitik immer auch Standortpolitik ist und somit indirekt räumlich wirkt – einige Hinweise erlaubt. Der Bund hat in dem genannten Spannungsfeld gewissermaßen so Stel-

lung bezogen, dass er durch die Staatsministerin für Kultur und Medien Projekte von nationaler Bedeutung unterstützt, durch die Kulturstiftung des Bundes explizit innovative Projekte. Dabei handelt es sich jeweils um projektbezogene Förderung. Eine dauerhafte erfolgreiche Förderung, die auf internationale Sichtbarkeit abzielt und ganz explizit auf Viel-

falt jenseits einer Unterscheidung von Hoch- und Popkultur, hat das zentralistische Frankreich beispielsweise bei der Musikförderung über lange Zeit erfolgreich betrieben (Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestags 2012). Ob und welche kulturelle Praxis der Staat fördert, könnte durchaus das Verständnis von Heimat beeinflussen.

Ausblick: Herausforderungen für Stadt- und Regionalentwicklung

Die bisherigen Ausführungen verdeutlichen, dass die komplexen Auseinandersetzungen um Heimatpolitik ein relationales Verständnis erfordern, bei dessen Umsetzung dem Innenministerium eine wichtige Rolle zukommt. Dabei geht es insbesondere darum, eine neue Balance zwischen Bewahren und Neuschaffen auszuloten. Der Beitrag zeigt zudem, welche Politikfelder eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Heimatpolitik sprengt dabei zwangsläufig die Kompetenzgrenzen eines Bundesministeriums für Inneres, Bau und Heimat, was nicht über eine bloße Ansammlung und Neujustierung des bisher schon Üblichen bereinigt werden kann – das wäre wirklich nicht viel mehr als Symbolpolitik. Für die Heimatpolitik stellen sich jedoch noch einige vertiefende Fragen, bezogen auf die räumliche Komponente der Stadt- und Regionalentwicklung (vgl. auch Altrock 2018) – die Wohnungspolitik sei hier einmal außen vor gelassen.

Diese beziehen sich zunächst darauf, was alles Teil des raumpolitischen Zugriffs sein soll. Das ist eine Frage, die sofort in zwei Bereichen aufkommt: nämlich zum einen im Zusammenhang mit der Virtualisierung von Räumen und zum anderen, wenn sich Heimat auf die Bewahrung von Schöpfung und Umweltpolitik bezieht. Bislang ist noch weitgehend ungeklärt, welchen Stellenwert soziale Medien als Organisation des menschlichen Zusammenlebens und Konsums im virtuellen Raum und schließlich sogar als virtuelle Lebenswelten für Beheimatung und Verwurzelung haben. Jedenfalls ist davon auszugehen, dass die kleinräumige Lebensumwelt – sei sie nun im städtischen Quartier oder im ländlich-traditionellen, vermeintlich mit der Natur in enger Verbindung stehenden Kontext verortet – de facto an Bedeutung für Beheimatungsprozesse abnimmt. Was dies letztlich bedeutet – eine sinkende Bedeutung traditioneller Verwurzelungen, ohne diese schmerzlich zu vermissen, eine Leerstelle im realen Raum, eine zusätzliche Anonymisierung des Miteinanders oder eine zunehmende „echte“ Verwurzelung im virtuellen

Raum – ist noch überhaupt nicht auszumachen. Die Folgen können aber angesichts der weitreichenden Umwälzungen des Lebensalltags nicht vernachlässigt werden.

Auch im Zusammenhang mit der verräumlichten Umweltpolitik kommt es zwangsläufig zu Ressortkonkurrenzen. Nicht umsonst ist das Umweltministerium ursprünglich durch Ausgliederung und Ausbau von Kompetenzen des Innenministeriums entstanden. Das Verhältnis von Siedlungstätigkeit und Flächenentwicklung im Nichtsiedlungsbereich wirft viele weitere Fragen auf, die insbesondere bei der Ausbalancierung von wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit nach wie vor ungeklärt sind. Diesen Punkt kann der vorliegende Beitrag nicht vertiefen. Es sei aber darauf hingewiesen, dass in ihm neuerlich das Spannungsfeld zwischen Bewahren und Neuschaffen aufscheint, wenn es um das Verhältnis zwischen Natur- und Kulturlandschaft und alles geht, was damit zusammenhängt. Wie dargestellt von den Bedürfnissen der Menschen auszugehen und für die Beheimatung von Menschen da zu sein, kann nicht bedeuten, sämtliche ökologische Nachhaltigkeitsanforderungen hintan zu stellen, etwa im Hinblick auf die Eindämmung von Zersiedlung oder des motorisierten Individualverkehrs. Planerische Aufgabe muss es sein, hinter den geäußerten Wünschen steckende Bedürfnisse zu erkennen, zu ihrer Befriedigung geeignete alternative Lösungsansätze zu formulieren und zu diskutieren und diese mit langfristigen Herausforderungen und überörtlichen Kräften in Einklang zu bringen.

Ungeachtet dieses erweiterten Zugangs wird das Thema Migration und Integration voraussichtlich auch in näherer Zukunft eine bedeutende Rolle für die Heimatpolitik spielen. Zu zentral hat es die politische Landschaft in Europa 2015 durcheinandergewirbelt. Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen bleibt zu klären, wie das Innenministe-

rium hier künftig agieren kann. Wenngleich anzuerkennen ist, dass beispielsweise mit Aktivitäten gegen politischen Extremismus auch ein Ansatz zur Förderung des respektvollen Umgangs und des friedfertigen Miteinanders besteht, der eine zentrale Voraussetzung für die kleinräumige Verwurzelung von Menschen in ihrem Lebensumfeld darstellt, bleiben auch hier Fragen offen. Zwei wesentliche seien hier herausgegriffen: erstens die Perspektive bei der Frage nach der Integration und zweitens der Umgang mit den sozialräumlichen Voraussetzungen dafür.

Horst Seehofer (2018) postulierte vergangenes Jahr: „Wenn diese Menschen [die zu Integrierenden, Anm. d. Autors] Deutschland als ihre Heimat betrachten, wenn sie sich mit den Gebräuchen, Traditionen und Denkweisen und Lebensverhältnissen hier identifizieren und sie teilen wollen, dann ist der Prozess der Integration letztlich ein leichter Weg des bewussten und gewollten Dazugehörens. [...] Das Integrieren, das sich in eine Gruppe einbringen und zugehörig sein wollen, ist ein langwieriger, schwieriger psychologischer Prozess, der mit einem ständigen inneren Konflikt zwischen dem Bewahren des Eigenen und der Hingabe an das Gemeinsame der anderen verbunden ist“. Damit erkennt er einerseits an, dass Integration keine schnelle Assimilation sein kann und sollte. Andererseits aber geht er mit einer Forderung nach Anerkennung von Gebräuchen, Traditionen und Denkweisen so weit, die Integrationsperspektive eindeutig von der Mehrheitsgesellschaft her zu formulieren. In seiner Aussage lässt er dagegen außen vor, inwieweit Zuwandernde bereichernde Elemente in ihr Umfeld einbringen und inwieweit sie über Gebräuche verfügen, die die Vertreterinnen und Vertreter der Mehrheitsgesellschaft in einer freien Gesellschaft gar nicht betreffen (vgl. auch Jessen 2018).

Bei sozialräumlichen Voraussetzungen für die Integration Andersdenkender kommen viele schnell auf die „befreiten Zonen“ (Schröder 1997; Döring 2008). Man mag kritisch fragen, wie stark die Dominanz ausgrenzender Strömungen im Lebensalltag solcher Räume tatsächlich ist. Interessanterweise richten sich dabei die Mechanismen der Ausgrenzung nicht einmal vorrangig gegen Flüchtlinge. Diese sind vor Ort gar nicht vorzufinden. Die Mechanismen richten sich viel mehr massiv gegen Personen, die zwischen unterschiedlichen Teilen einer heterogenen Gesellschaft vermitteln möchten. Es bedarf dabei nicht einmal einer gewaltförmigen Dominanz eines gewaltbereiten Mobs. Vielmehr scheinen weite Teile der lokalen Gesellschaft die Ausgrenzung zu reproduzieren, mag dies nun mit Einschüchterung oder mit schweigender Unterstützung zu tun haben (Schlieben 2019). Bei allen Bemühungen, den politischen Extremismus einzudämmen:

Eine Thematisierung und engagierte politische Bearbeitung dieser räumlichen Phänomene stände einer Heimatpolitik gut zu Gesicht, ist allerdings bislang nicht wirklich zu erkennen.

In diesem Zusammenhang bedürfte es einer Neubestimmung der Koproduktion städtischer Räume über konventionelle Formeln hinaus, die im medialen Diskurs auf das „Zuhörenwollen“ einschwören, in der Planung auf Partizipation setzen und dabei das Frustranzpotenzial der Politikverdrossenen anerkennen möchten. Erst ein Werben für die vielfältigen Aufgaben öffentlichen Handelns, die Verantwortung städtischer Räume für die Realisierung schwieriger Entwicklungsziele sowie die Möglichkeiten und Grenzen der Beeinflussung von gesellschaftlichen Veränderungen kann vielleicht ein Bewusstsein dafür schaffen, welchen Hintergrund gewisse Entscheidungen der öffentlichen Hand haben. Dabei braucht es immer wieder große Offenheit und die unermüdliche Bereitschaft zum Erklären – ganz egal, ob es um die Verortung einer Flüchtlingsunterkunft, die Nachverdichtung bestehender Quartiere oder einen neuen Park geht. Entscheidend erscheint aus meiner Sicht, dass mit empfundenen Belastungen nach Möglichkeit immer auch ein planerischer Ausgleich verknüpft ist. Dies ließe sich etwa über eine Stärkung stadtteilbezogener Planungsverfahren und der Diskussionen um räumliche Gerechtigkeit in ihnen anstoßen. Das würde deutlich machen, dass planerisches Handeln mit Gemeinwohlauftrag stets auch ganz konkrete Angebote zur Verbesserung der Lebensqualität vor Ort macht und nicht als eine Serie von Zumutungen missverstanden werden kann. In derartigen Planungsverfahren muss demzufolge auch ein hinlänglicher Spielraum zur Aushandlung räumlicher Gerechtigkeit geschaffen werden.

Diese weiterführenden Gedanken dürften verdeutlicht haben, wie schwierig Stadt- und Regionalentwicklung unter dem Dach einer neubestimmten Heimatpolitik ist. Die Erfahrungen mit der Raumordnung auf der überörtlichen Ebene und der Sozialen Stadt im Quartier haben auch früher schon gezeigt, wie eingeschränkt die Möglichkeiten für raumbezogenes öffentliches Handeln zur Bearbeitung sozialräumlicher Polarisierung sind. Dabei standen im Wesentlichen materielle Unterschiede und ungleich verteilte Lebenschancen im Mittelpunkt. Die Heimatdebatte hat gezeigt, dass vielfältige kulturelle und politische Aushandlungsprozesse die gesellschaftlichen Brüche möglicherweise noch weiter vertiefen. An ihrer Überwindung zu arbeiten, scheint ehrenwert und dringlich. Sie wird allerdings in der Zukunft weitaus mehr als symbolische Bekenntnisse erfordern.

Literatur

- Altrock, Uwe**, 2018: Heimat, Raumordnung und Stadtentwicklung. In: PlanerIn Heft 4_18: 38–40.
- Ataman, Ferda**, 2018: Deutschland, Heimat der Weltoffenheit. In: Ermutigen, No. 20, Mai 2018: 1. Zugriff: https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/zeitung-ermutigen/ermutigen_20.pdf [abgerufen am 11.01.2019].
- Augé, Marc**, 1994: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main.
- BBR – Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.)**, 2006: Gleichwertigkeit regionaler Lebensverhältnisse? Informationen zur Raumentwicklung Heft 6/7.2006. Bonn
- BBSR/BMUB – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung/ Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (Hrsg.)**, 2017: Zwischenevaluierung des Städtebauförderungsprogramms Soziale Stadt. Bonn.
- BMI – Bundesministerium des Innern (Hrsg.)**, 2017: Jedes Alter zählt. Die Demografiestrategie der Bundesregierung. Arbeitsergebnisse zum Demografieipfel am 16. März 2017. Berlin.
- Döring, Uta**, 2008: Angstzonen. Rechtsdominierte Orte aus medialer und lokaler Perspektive. Berlin.
- Ekardt, Felix**, 2016: Theorie der Nachhaltigkeit: Ethische, rechtliche, politische und transformative Zugänge – am Beispiel von Klimawandel, Ressourcenknappheit und Welthandel. 2. Auflage, Baden-Baden.
- Epple, Angelika**, 2018: Horst Seehofer kriegt die Kurve. In: faz.net. Zugriff: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/hoch-schule/horst-seehofer-und-seine-heimat-15815227.html> [abgerufen am 11.01.2019].
- Handschuh, Gerhard**, 1990: Brauchtum – Zwischen Veränderung und Tradition. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Heimat. Bonn: 633–674.
- Jessen, Jens**, 2018: Horst Seehofer. Heimat ist Vielfalt. Wie Horst Seehofer versucht, den Begriff von fremdenfeindlichen Bestandteilen zu reinigen und der AfD zu entreißen. In: ZEIT Nr. 19/2018 vom 3. Mai 2018.
- Kronauer, Martin; Vogel, Berthold**, 2004: Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, Hartmut; Kronauer, Martin; Siebel, Walter: An den Rändern der Städte. Frankfurt am Main: 235–257.
- Petersen, Thomas**, 2018: Heimat und Heimatministerium. Eine Dokumentation des Beitrags von Dr. Thomas Petersen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Nr. 96 vom 25. April 2018. Zugriff: https://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsdocs/FAZ_April2018_Heimat.pdf [abgerufen am 11.01.2019].
- Rosa, Hartmut**, 2012: Heimat im Zeitalter der Globalisierung. In: Giel, Klaus; Obermeier, Otto-Peter; Reusch, Siegfried (Hrsg.): Heimat. In: der blaue reiter – Journal für Philosophie. Ausgabe 23: 13–18.
- Saunders, Doug**, 2011: Arrival City. München.
- Schlieben, Michael**, 2019: Von Nazis bedroht, vom Dorf gemobbt. In: ZEIT online vom 18. Januar 2019. Zugriff: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-01/troeglit-afd-npd-bedrohte-politiker/komplettansicht> [abgerufen am 21.01.2019].
- Schröder, Burkhard**, 1997: Im Griff der rechten Szene. Ostdeutsche Städte in Angst. Reinbek.
- Seehofer, Horst**, 2018: Warum Heimatverlust die Menschen so umtreibt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 30. April 2018, Zugriff: <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/innenminister-horst-seehofer-zum-thema-heimat-15565980.html> [abgerufen am 11.01.2019].
- Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestags**, 2012: Musikförderung in Frankreich, der Schweiz, Österreich, den Niederlanden, Schweden, Dänemark, Finnland und Norwegen unter besonderer Berücksichtigung der Nachwuchsförderung. Ausarbeitung WD 10 – 3000 – 067/12. Berlin. Zugriff: <https://www.bundestag.de/blob/411716/3140c4f590d4056c8c52fb0a6bde55bf/wd-10-067-12-pdf-data.pdf> [abgerufen am 21.01.2019].
- Wohlers, Wilhelm; Krech, Johannes**, 1908: Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz in der Fassung der Novelle vom 30. Mai 1908. 11. Auflage, Berlin.



HEIMAT IM SUBURBANEN RAUM?!

Heimisch zwischen Heim und HeimArt



Foto: Angelika Göb

Kann Suburbia Heimat sein oder muss sie es sogar? Wenn ja, für wen und in welcher Form? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der nachfolgende Beitrag und stellt anhand einer qualitativen Studie heraus, ob und wie sich Heimat im Suburbanen – aus Sicht ihrer Bewohner – darstellt.

Angelina Göb

ist Diplom-Geographin und wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Geschäftsstelle der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) in Hannover. Ihre planungstheoretischen und -praktischen Schwerpunkte liegen im Bereich der Stadtentwicklung und Stadtforschung sowie der qualitativen Raumanalyse.
goeb@arl-net.de

„Das ist für mich normal, da bin ich eben. [...] Das ist Zuhause wie man immer so sagt, Heimat.“

Zur Ambivalenz von suburbanem Raum und Heimat

Die oben zitierte Frau G.¹ lebt im suburbanen Raum vielleicht ohne es zu wissen, jedenfalls ohne es zu thematisieren. Wozu auch, handelt es sich doch um eine ihr selbstverständliche, unhinterfragte Lebenswelt und gelebte Praxis, die keiner Explikation bedarf. So wundert es nicht, dass den meisten Menschen klassische Begriffe der raumbezogenen Planung und Forschung fremd sind und keine Verwendung in ihrem Alltag finden (vgl. Hesse 2016: 312).

Trotz einer Vielfalt wissenschaftlicher Termini für den suburbanen Raum², klären die meisten Untersuchungen bislang nicht, „was Suburbia tatsächlich ist“ (Hesse 2004: 7) und inwiefern dieser Raum Heimat ist (BMVBS 2013: 14) – insbesondere aus Sicht ihrer Bewohner³. Eine Definition scheint vor dem Hintergrund steter Transformation des und im Suburbanen, der phänotypischen, funktionalen, sozialen und räumlichen Diversität kaum möglich (Sieverts et al. 2005: 32 ff.). Zwischen struktureller Anpassung und praktischer Aushandlung wird Suburbia immer wieder (re-)produziert; ist und bleibt offen für veränderte Aktionsformen, Nutzungsansprüche und -konkurrenzen (Brake/Einacker/Mäding 2005: 16 ff.). Deshalb kann auch weder von *dem* suburbanen Raum noch *den* Suburbaniten gesprochen werden (BMVBS 2013: 125; Menzl 2007: 398).

Genauso wenig kann von *der* Heimat gesprochen werden. Denn unter den Begriff fallen individuelle und kollektive Wahrnehmungs- und Aneignungsweisen, die auf „persönliche und emotionsbezogene Bindung[en] von Menschen an bestimmte Orte oder Gebiete“ (Haller/Jahnke/Leue 2006: 61) verweisen. Heimat ist keine konstante Emotions- und Raumkategorie, sondern unterliegt Wandlungsprozessen in Bezug auf ihre (Be-)Deutung. Trotzdem nimmt Sievers zufolge Heimat eine „doppelte Singularität in Anspruch“, die sich aus ihrem „Einzigkeitscharakter“ und „subjektbezogenen Empfinden“ zusammensetzt (2015: 9). „Diese Faktoren machen Heimat zu einem hoch umstrittenen Thema und schwer handhabbaren Forschungsgegenstand“ (ebd. 2015: 9), entsprechendes gilt für suburbane Räume (vgl. Vicenzotti 2011).

Beide Phänomene – Heimat und suburbaner Raum – sind in ihrer Komplexität und Begriffsvielfalt nicht eindeutig fassbar oder abschließend definierbar. Eine Abgrenzung gelingt dennoch, nämlich im Diskurs: über Kontrast, Negierung oder Relationierung. Vereinfacht „liegt“ Heimat dann zwischen Verlust und Vorhandensein; Suburbia zwischen Stadt und

Land, Hier und Dort, Dynamik und Statik. Beiden Begriffen wohnt in ihrer ambivalenten (Bedeutungs-)Gestalt ein raumzeitlicher Wandel inne, deren transformatorischer Gehalt in Wechselwirkung mit (inter-)subjektiven Wahrnehmungs- und Handlungsprozessen der physisch-materiellen und der sozial-konstruierten Welt steht.

Kann suburbaner Raum Heimat sein?

Nach Mitscherlich kann nur „die gestaltete Stadt Heimat werden, die bloß agglomerierte nicht“, weil Heimat nach „Markierung der Identität des Ortes“ verlangt (1965: 15). So stellt auch Sieverts für die Zwischenstadt als „Raum ohne Namen und ohne Anschauung“ (2008: 13) fest, dass es notwendig ist, sich um Lesbarkeit und Begreifbarkeit dieses Raumtyps zu bemühen; Eigenschaften, die Voraussetzung dafür sind, diesen „wahrzunehmen und zu erleben“ um „eine Identität von Gesellschaft und Raum herzustellen“ (2008: 77). Ihm ist eine „Anästhetik“ (ebd. 2008: 107) inhärent, welche die Frage aufkommen lässt, ob und wie ein solcher Raum überhaupt Heimat sein kann.

Dabei ist, wie auch das Zitat von Frau G. darlegt, Suburbia „ein Stück normale Stadt aus der inneren Sicht ihrer Bewohner. Sie haben das große alte Versprechen der Planungsmoderne, die Bilderbuchhochzeit von Stadt und Landschaft angenommen und sich darin eingerichtet, [...] für sich Heimat geschaffen. Eigentlich scheint es den meisten zu gefallen, nur nicht der Architekten- und Planerschaft“ (Bormann et al. 2005: 49). Aber: Heimat ist Alltag. Deswegen wird man wohl zuallererst sesshaft im eigens gewählten Lebensentwurf (Sieverts et al. 2005: 50). Suburbane Räume können also Heimat(en) sein, bleibt die Frage: für wen, warum und unter welchen Bedingungen.

(1) Frau G. ist Teilnehmerin der Studie, die nachfolgend ausgeführt wird.

(2) Die in den Zitaten benutzten Termini wie Suburbia, Agglomeration und Zwischenstadt werden zum hier verwendeten Begriff suburbaner Raum bei inhaltlicher Übereinstimmung synonym benutzt.

(3) Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird ausschließlich die männliche Form verwendet. Sie bezieht sich auf Personen beiderlei Geschlechts.



Foto: Friederike Vogel

Zwischenstadt als „Raum ohne Namen“



Foto: Angelika Göb

Heimat ist Alltag: im Zuhause eingerichtet

Zur Studie und den Ergebnissen

Ob und wie sich Heimat im suburbanen Raum finden lässt, wird nachfolgend auf der Grundlage eigener Erhebungen in zwei Untersuchungsräumen der Region Hannover⁴ herausgestellt. Diese sind als „klassisch suburban“ (Hesse 2004: 71) zu bezeichnen, da sie am Stadtrand nordöstlich bzw. südwestlich⁵ von Hannover liegen und entsprechende strukturelle Eigenschaften (Sieverts et al. 2005: 33) aufweisen. Die Daten sind im Rahmen von qualitativen Interviews mit einem auf Breite und Vielschichtigkeit angelegten Sample (45 Teilnehmer) im Jahr 2017 erhoben worden. Im Anschluss werden erste Auswertungsergebnisse präsentiert, die Beheimatungstendenzen der suburbanen Bewohner aufzeigen.

Heimat und Heimaten

„Das ist meine Heimat! Also ich bin hier quasi ein Stückchen weiter geboren und hier aufgewachsen, das ist meine Heimat“ betont Frau H. gleich zu Beginn des Interviews. „Ich wohne gerne hier“ und „habe noch nie den Gedanken gehabt wegzuziehen“ (NO, 65 J.)⁶. Frau H. verortet Heimat räumlich. Bei ihr fällt zusammen, was andere Interviewte aufgrund ihrer (Wohn-)Biographie trennen. „Heimisch das bezieht man ja quasi auf die Heimat, wo man geboren wurde, wo man aufgewachsen ist“ (Fr. H., NO, 36 J.), „das hat ja mit Kindheit zu tun“ (Frau H., SW, 59 J.). Heimat ist in diesem Fall an den Ort der Primärsozialisation gekoppelt, der einzig

„wahren Heimat“, die weder ersetz- noch austauschbar ist. „Also Zuhause ist momentan hier und Heimat ist Bremen“ (Frau K., NO, 51 J.).

Im Gegensatz dazu gibt es aber auch Interviewte, deren heimatliche Verortung sich äquivalent auf mehrere Orte erstreckt. In der Pluralität ihre „Wahl-Heimaten“ können diese zeitlich sowie räumlich nebeneinanderstehen, „inhaltlich“ gegeneinander abgegrenzt werden oder miteinander verflochten sein. „Ich empfinde mich heute noch als geborener Berliner, Berlin als meine Heimat. Ich empfinde Lübeck als meine zweite Heimat, wo ich also meine Jugendzeit ver-

(4)

Aufgrund der zunehmenden Ausdifferenzierung suburbaner Räume sind die vorliegenden Ergebnisse nicht ohne Weiteres verallgemeiner- bzw. übertragbar. Dies ist bei der Ergebnisdarstellung zu beachten.

(5)

Im Folgenden werden die Untersuchungsräume mit NO und SW, entsprechend ihrer Lage zu Hannover, abgekürzt.

(6)

Die Zitate sind den Interviews entnommen. Zur Wahrung der Anonymität wird ein Kürzel zur Kennzeichnung der Teilnehmer verwendet, ergänzt um den jeweiligen Untersuchungsraum und das Alter (Bsp.: Fr. H, NO, 65 J.).

bracht habe, wesentliche Jahre, wo ich harte Nachkriegsjahre erlebt habe. Das ist für mich meine zweite Heimat und NO ist für mich meine dritte Heimat. Denn auch hier habe ich Anbindung, zwischenmenschliche Kontakte, Freundschaften, die also ein Gefühl von Heimat geben können“ (Hr. M.-J., NO, 86 J.).

Heimat: ein Ort und ein Zuhause

„Also wenn ich alles hätte und würde am Alpenrand wohnen, wäre das keine Heimat für mich. Es ist auch so dieses Norddeutsche, die Nähe zum Meer“ (Fr. H., SW, 65 J.). Die Raumbezogenheit von Heimat spiegelt sich in den Interviews auf unterschiedlichen Maßstabsebenen wider. Die Skalierung zeigt regionale Verflechtungen, lokale Bezüge und sublokale Orientierungen: „In Bayern verwurzelt, in Niedersachsen daheim, in der Welt zu Hause“ (Hr. B., NO, 82 J.). „Heimat ist für mich Hannover insbesondere der südliche Bereich SWs so im Umkreis fünf Kilometer“ (Hr. K., SW, 56 J.). Daneben wird ganz konkret der Wohnort als Heimat bezeichnet. „Heimisch, würde ich sagen, oder Heimat, das ist ja irgendwie was, wo man sich im Schlaf auskennt. [...] Wenn man rausgeht, trifft man halt auch mal Leute, die man gut kennt und wo man sich dann auch mal die Zeit nimmt, sich ein bisschen mit denen zu unterhalten. Da ist man einfach gerne, sagen wir es doch mal so“ (Hr. S., NO, 32 Jahre). Sich auskennen und einander kennen weist hier auf eine emotionale Verbundenheit in Form einer Identifikation von und mit dem Raum (sowie den Menschen) hin. „[NO] ist für mich Heimat, Zuhause, Heimat. Kann mir nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben. Ich bin immer wieder froh, wenn ich hier zurückkomme“ (Frau S., NO, 75 J.).



Foto: alexeyzhilkin/freepik

Zuhause als Ort der Stabilität und Geborgenheit

Frau S.s Zitat zeigt, dass Heimat weitaus häufiger und direkter mit der sublokalen Ebene⁷, dem Zuhause gleichgesetzt wird. „Also zu Hause und heimisch ist ganz direkt hier: mein Zuhause, mein Haus, so diese Scholle, diese kleine Scholle“ (Fr. R., NO, 67 J.). „Weil ich so eine sehr Heimische bin. Ich fühle mich am besten Zuhause“ (Fr. C., NO, 42 J.). „Ich mag meine Privatheit. Das ist für mich oberstes Gebot, absolute Maxime. [...] Ich mag unsere [Wohnung] eben gerne wegen der Nichteinsehbarkeit und der Abgeschlossenheit. Ich will die Anonymität“ (Herr G., SW, 80 J.). Diese gewährleistet das Zuhause wie verschiedene andere Funktionen, welche die Interviewten nachfragen. „Wenn ich nach Hause komme und die Tür schließe das bedeutet Rückhalt, Sicherheit. Das ist für mich zu Hause. Punkt“ (Fr. L., NO, 38 J.).

Zuhause ist Heimat und umgekehrt, Ort der Stabilität und Kontinuität, sinnbildlich „Burg“ (Herr S., SW, 80 J.) und „Lebensmittelpunkt“ (Frau H., NO, 85 J.), fest verankerter Rückzugs- und Kompensationsraum. „Ich bin sudentendeutscher, bin also Flüchtling. Für mich bedeutet dann natürlich Zuhause eine Menge [...], weil ich irgendwo vier Wände brauche, wo ich für mich alleine bin bzw. in meinem Kreis bin und wo ich auch abschalten kann und Ruhe finden kann, weil ich sonst ziemlich umtriebig bin [...]. Ich brauche das wieder zum Krafttanken, Aufladen, um wieder etwas Neues zu unternehmen, Gedanken zu sortieren und so etwas alles“ (Herr F., NO, 80 J.). Als Refugium ist das Zuhause frei von gesellschaftlichen Zwängen und Konventionen. „Hier kann ich machen, was ich will. Also hier habe ich nur meine eigenen Regeln“ (Hr. B., NO, 82 J.). „Wo man nicht das Gefühl hat, dass ewig irgendwelche Anforderungen an einen gestellt werden“ (Fr. R., NO, 39 J.).

Heimat-Stücke und Heimat-Wandel

„Losgelöst von NO, weit losgelöst“ ist Heimat für Herrn H. (NO, 81 J.). So wie er fokussieren viele Interviewte zuvorderst immaterielle Aspekte, die an ein konkretes Heimat-Erleben gebunden sind. Dabei ist Heimat „so vielschichtig, das kann man gar nicht so beantworten“ (Fr. K., NO, 59 J.). In der Vorstellung der Interviewten setzt sich das Heimat-Konstrukt meist aus unterschiedlichen „Stücken“ (Herr N., NO, 21 J.; Herr K., SW, 56 J.) zusammen. Diese Kompartimente stehen aber nicht unbedingt gleichwertig nebeneinander, sondern weisen Abstufungen sowie Priorisierungen auf, die für die eigene Heimat-Abgrenzung elementar sind. „Der engste

(7)

„Sublokal“ hier definiert nach Gans (1969: 173), der Sublokalität als Konzentration auf die Ebene der Familie und des Eigenheims bezieht.

Begriff von Heimat ist natürlich mein Haus, meine Familie, meine Freunde. Und das ist für mich das Wichtigste“ (Fr. H., SW, 65 J.). Hinter diesen Aussagen stehen subjektive und intersubjektive Bedeutungszuschreibungen, die aufgrund ihrer scheinbaren Trivialität im Interview oftmals nicht weiter ausgeführt werden.

Heimat zeichnet sich neben ihrer Komplexität auch durch eine Prozessualität aus. „[NO] ist meine Heimat geworden würde ich sagen. Ich habe meine Kinder hier bekommen, habe hier geheiratet und mich wieder scheiden lassen. Ich bin schon verwurzelt hier“ (Fr. K., NO, 59 J.). „Wenn man hier 27 Jahre [nach dem Rückzug] und vielleicht auch noch 20 Jahre vorher wohnt [Bezug zum Aufgewachsenen], dann ist das Heimat. Das ist so“ (Fr. G., SW, 60 J.). Ob und wie sich ein Heimat-Gefühl bei den Interviewten manifestiert, hängt also von ganz unterschiedlichen Faktoren und Rahmenbedingungen ab. „Ich finde NO ist für mich ein unheimlich guter Standort. Im Moment“ (Fr. R., NO, 67 J.). Die (Weiter-)Entwicklung von und zu Heimat ist in einen dynamischen Prozess eingebunden; Bedeutungszuschreibungen räumlich und zeitlich transformierbar. „Manchmal werde ich korrigiert von Freunden, die sagen, du bist keine Hannoveranerin mehr, du bist jetzt SW-lerin. Diesbezüglich sind wir glaube ich noch nicht wirklich angekommen“ (Fr. M., SW, 47 J.). Dass die eigene Zugehörigkeit und heimatliche Verortung nicht zu einem fest definierbaren Zeitpunkt vorliegt, sich weitestgehend unbewusst vollzieht, zeigen manche Widersprüche „Seit ,59 hier wohnend. Das ist meine Heimat – ist es nicht. Dass der Begriff dazu reicht, nein. [...] Ja also so eine Art Heimat ist es im Endeffekt doch“ (Fr. Kr., SW, 76 J.).

Heimat individuell kreiert

„Für mich ist Heimat eigentlich so ein Wohlfühl-Modus in dem ich mich dann befinden möchte. Also das heißt, ich möchte gerne nach Hause kommen und mich heimisch fühlen“ (Herr K., SW, 56 J.). Der gewünschte Modus wird über das Einrichten und die Einrichtung aktiv hergestellt. Damit alles so ist – das Leben, die Wohnung, das Umfeld – wie es zu einem „passt“ (Fr. S., NO, 66 J.), wie man es sich über Jahre passend gemacht hat. „Also wie das hier gestaltet ist, wie die Nachbarn wohnen, wie die Nachbarn sich so die Gärten gemacht haben, es ist alles so nett und passig. [...] Und das ist dann einfach so entstanden. Indem das Haus von innen glaube ich fertiger wurde, der Garten fertiger wurde, man einige Nachbarn näher kennengelernt hat. [...] Spätestens dann, als die Kinder da waren“ (Fr. C., NO, 42 J.). Die Bedeutungsgestalt von Heimat entfaltet sich bei fast allen Interviewten erst richtig, wenn sie Bestandteil des Alltags ihrer Bewohner wird. „Wir konnten hier relativ schnell Wurzeln schlagen. Ich glaube das liegt daran, dass wir das Haus um-



Foto: Friederike Vogel

Individuell konstruierte HeimArt

gebaut haben. Also wir haben es uns angeeignet“ (Fr. B., SW, 34 J.). Durch die Erschaffung eines individualisierten Raumes, zu dem eine tiefe persönliche Bindung besteht, wird „HeimArt“ konstruiert. Die Kunst des Heimisch-Werdens gelingt über die eigene, „Do it yourself“-Gestaltung vornehmlich Zuhause, weil sie direkt und ohne größere Kompromisse umgesetzt werden kann. Im Fokus des Identifikationsprozesses der Interviewten steht somit das Heim als Kernbereich ihrer subjektiven Lebenswelt und Handlungsautonomie.

Beheimatungstendenzen

Das Heim und Heimischsein in den eigenen vier Wänden bietet nicht nur den Älteren Sicherheit in Form von Vertrautheit, sondern auch denjenigen, die durch Flucht und Umzüge an diesem Ort „gelandet“ sind. Daneben sind es Vollzeit erwerbstätige Paare (in Familien), die über die „Einhausung“ verschiedene Lebenswelten voneinander trennen möchten (beruflich vs. privat) und sich dafür baulich und sozial von einem „Außen“ abgrenzen. Heimat-Empfinden ist bei den Interviewten nicht zwangsläufig an das Eigenheim gebunden, sondern unabhängig von der Wohnform (Einfamilien-, Reihen- oder Mehrfamilienhaus, Miete oder Eigentum, Bestand oder Neubau, Untersuchungsgebiet NO oder SW).

Zusammenfassend lässt sich anhand der vorgestellten Beheimatungstendenzen (Heimat und Heimaten, Heimat: ein Ort und ein Zuhause, Heimat-Stücke und Heimat-Wandel,

Heimat individuell kreiert) zeigen, dass Heimat immer irgendwie, irgendwo – zwischen der Gewohnheit des Entstanden- bzw. Soseins und dem (angestrebten) Zustand im Werden – verortbar ist. Ambiguitäten und Aufschichtungen von Heimat-Elementen liegen bei der Relevanzsetzung der

Interviewten ebenso vor wie (Un-)Gleichzeitigkeiten hinsichtlich der alltäglichen Aneignung. Heimat setzt sich, das zeigen die Interviewaussagen, aus reziproken und ineinander verschränkten Dimensionen zusammen. Sie ist, wie der suburbane Raum auch, keine Entweder-oder-Kategorie, sondern vielmehr ein Sowohl-als-auch.

Heim(isch) statt Heimat

Um das Spezifische an dem suburbanen Heimatgebilde zu verdeutlichen, wird Bezug auf Menzls empirische Studie zum „suburban way of life“ genommen. Zu dessen Ausprägungsqualität zählt die sublokale Orientierung ebenso wie der Wohnort als Rückzugsort (2007: 401). Demnach „liegt“ Heimat vornehmlich im Heim, der Nahwelt und in Form einer „rationalen“ Bindungswirkung der Bewohner vor. Diese zeichnet sich durch eine lokale, funktionale, also komplexitätsreduzierende Raumnutzung zur Erledigung der Alltagsbedürfnisse aus. „Sozial“ wird eine Bindung hingegen erst, wenn sie auf lokalen Kontakten und Netzwerken (Vereinsmitgliedschaften u. ä.) beruht. Diese Bindungen werden nachgefragt und akzeptiert, zum Teil (temporär) intensiviert, so lange es für die Bewältigung des Alltags hilfreich und/ oder wünschenswert ist. Als Bestandteil konsistenter Alltagsarrangements sind sie für den Einzelnen jedoch weniger leicht austausch- und kompensierbar und für die Gemeinschaft verbindlich. Erhalten Bindungen darüber hinaus eine emotionale Komponente, kann von raumbezogener Identität gesprochen werden. Diese hängt oft mit einer langen Wohndauer, einem intensiven Engagement in Politik und Vereinen zusammen, wodurch der Gemeinde bzw. dem Gemeinwesen eine gesteigerte Aufmerksamkeit zukommt. Diese Identifikation mit dem Ort wird von den meisten Bewohnern weniger (direkt) angestrebt wohingegen sich soziale Netzwerke, (Vereins-)Mitgliedschaften und (Bürger-)Initiativen gerade dann ausbilden, wenn sie einen persönlichen Mehrwert generieren. Ohne existenzielle „Bedrohung“ von Heim und Heimat – aufgrund demografischer, finanzieller und infrastruktureller Veränderungen der Gemeinde – scheint die Verantwortungsübernahme der Bewohner durch gemeinschaftliches Engagement aber nur mittelbare Relevanz zu besitzen.

Das heißt: Bewohner Suburbias können, müssen jedoch keine Bindung(en) resp. Heimat(en) im Ort entwickeln. Allerdings führt die soziale und räumliche Überschaubarkeit im suburbanen Raum zwangsläufig zu (ungeplanten) Begegnungen einander bekannter Personen und dadurch zu einer „Entprivatisierung des privaten Raums“ (Schmidt-Lauber

2010: 21). Sofern dieser Umstand von den Interviewten als negativ wahrgenommen wird, liegt der Rückzug ins Heim als Handlungsstrategie zur „Re-Privatisierung“ nahe. Denn „was macht eine Wohnung zum Heimat?“ – nach Mitscherlich die Kopräsenz von „Heimlichkeit und Gemeinsamkeit“ (1965: 123; 136 f.). Der Domi-Zentrismus kann aber auch als Gegenposition auf die Entfremdungserfahrung – zwischen gesteigerter Raumbindung und -ablösung – gelesen werden, wobei die Wohnung einen Komplementärraum zur globalisierten Welt darstellt, der begreifbar und beeinflussbar ist. Als Zentrum der subjektiven Lebenswelt und Ort der personalen Identifikation ermöglicht dieser leichtes Handeln, relative Autonomie und Handlungsfreiheit (Weichhart 1990: 38). Deswegen tritt auch die Bedeutung der Gemeinde hinter die des Mikrostandortes Heim zurück, weil mit der rationalen Bindung eine „stark ‚sublokale‘ Orientierung auf die eigene Familie und das Eigenheim“ (Menzl 2007: 338) einhergeht.

Muss Suburbaner Raum Heimat sein?

Suburbaner Raum kann, wie die Zitate belegen, Heimat sein, wengleich die Verwendung des Terminus bei den Interviewten vielfach (bewusst) ausgespart wird. Dementsprechend ist weitaus häufiger vom heimisch sein, werden oder sich heimisch fühlen als ge- und erlebtem Zustand bzw. Prozess die Rede. Inwiefern die von Planern geforderte Lesbarkeit und „Ästhetisierung“ von suburbanen Räumen zur Identifikationssteigerung und „Verheimatlichung“ überhaupt notwendig ist, bleibt im Rahmen der Studie offen. Doch scheint es sich um einen „Denkfehler der Planerschaft“ zu handeln, so Bormann et al., „nicht von ihnen identifizierte Räume als unidentifizierte zu betrachten. [...] Trotz massiver Kritik der planenden Profession [ist die Agglomeration] für den Großteil der Bevölkerung gesellschaftsstrukturell bestimmte Alltagswelt oder schlicht Heimat. [...] Zwar mag jenen Räumen der kritische Aspekt von Architektur oder Raumstruktur als Kunst fehlen, doch bedeutet dies kaum Identitätslosigkeit“ (2005: 50). Dennoch setzen zahlreiche Handlungsstrategien zur Aufwertung und Qualifizierung suburbaner Räume den Schwerpunkt primär auf gestalterische Aspekte (vgl. Schrif-

tenreihe Zwischenstadt des Ladenburger Kollegs). Indessen versuchen andere Ansätze wie das Placemaking nach Fürst (2010; 2005) systematische Erfassungs- und Beobachtungsinstrumente mit baulich-funktionalen Maßnahmen sowie kollektiven Prozessen zur Identitäts- und Identifikationssteigerung zu kombinieren.

Heimat durch Placemaking?

„Placemaking bezieht sich primär auf jenen öffentlichen Raum (Straßen, Plätze, Parks), der in der Wahrnehmung der Bürger und in der Art seiner Nutzung den Anforderungen höherwertiger Lebensqualität nicht mehr entspricht“ (Fürst 2010: 362). Der Rückgriff auf öffentliche Räume zur Profilierung wird „häufig von Planern [als] der entscheidende Hebel gesehen, um Ortsbindung zu intensivieren“ (Menzl 2007: 343). Außerdem bieten vornehmlich öffentliche Räume uneingeschränkte Zugänglichkeit und (rechtliche) Eingriffsmöglichkeiten für die Beplanung des kollektiven Guts. Baulich-gestalterische Aufgaben (z. B. die Schaffung kollektiver Raumsymbole wie Wahrzeichen) werden durch Strategien der Imagebildung ergänzt, um etwas Verbindendes zu manifestieren, das den Bindungsaufbau an den Wohnort erleichtern soll (Menzl 2007: 343). Hiernach geht „Placemaking [...] über rein partizipatorische Ansätze hinaus. Vielmehr ist die aktive Beteiligung der Bürger und Betriebe an der Entwicklung und Gestaltung des Raumes wesentlich“ (Fürst 2010: 362). Doch was heißt das für die Schaffung von Heimat qua (planungsbasierter) Identifikation in Suburbia?

Im Untersuchungsraum NO befindet sich der zentrale Platz derzeit in der Neugestaltung (unter Anwendung verschiedener Beteiligungsformate) und wird als „talk of the town“ auch in den Interviews thematisiert. Überwiegend negative Zuschreibungen hinsichtlich der Gestaltungselemente verbleiben meist oberflächlich und kaschieren eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber diesem Raum, in dem man sich als Bewohner ohnehin nicht aufhält (außer zur Querung). Wenn, so die allgemeine Ansicht, dann sollte er „schöner und freundlicher“ werden für „die Leute, dass die einen Treffpunkt haben, wo sie hingehen können“ (Frau K., NO, 36 J.), „für die, also gerade ältere Leute“ (Herr R., NO, 43 J.). Man selbst will diesen Ort gar nicht nutzen, erst recht keine (partizipative) Verantwortung übernehmen. Im Gegensatz zu originär städtischen Räumen lässt der öffentliche Raum im Suburbanen auch keine Begegnung mit Fremden und Fremdem zu, sondern nur mit Bekannten und Bekanntem, die man gemeinhin zu sich nach Hause einlädt. Da die Bewohner des suburbanen Raums, wie entlang der vorgebrachten Zitate und Menzls Studie ersichtlich, das Private dem Öffentlichen allem Anschein nach vorziehen, ist das Identifi-

kations- und Heimatbildungspotenzial öffentlicher Räume wohl eher fraglich. „Jetzt machen sie ja dieses Tamtam mit dem Marktplatz. Der ist ja mittlerweile schon dreimal umgebaut worden“ (Frau H., NO, 65 J.) und nichts ist passiert. „Wer da [was] implantieren könnte würde hier zum Hero werden. Aber das ist bisher über die Jahrzehnte nicht gelungen. [...] Gewiss spielt die Äußerlichkeit eine Rolle aber das alleine nicht“ (Herr H. NO, 81 J.). Es reicht eben nicht, öffentliche Räume zur Identitätsbildung zu planen, es muss sich auch jemand mit ihnen identifizieren, überhaupt für diese und ihre Nutzung interessieren.

Dass suburbaner Raum nur unter der Voraussetzung lebendiger politischer, sozialer und kultureller Teilhabe wie auch realer Sinneserfahrung (Sieverts 2008: 75) Heimat werden kann, scheint für die meisten Bewohner Suburbias nur eine geringe Relevanz zu haben bzw. optional zu sein. Mit der Fokussierung auf das Heim, dem Wunsch nach Rückzug, Sicherheit und Geborgenheit hängt ein „ausgesprochenes Desinteresse an allem Öffentlichen“ (Menzl 2007: 400) zusammen. Die Etablierung von informellen Ansätzen zur Kommunikation und Kooperation stehen dem Charakteristikum des „Raumtyps Privatopia“ (BMVBS 2005: 134) vielfach entgegen. Politik und Planung sind außerstande, diese Prozesse zu erzwingen. Zudem halten viele Bewohner „feste Bindung an den Wohnort für eine ‚vormoderne‘ Orientierung“ und möchten sich bei der Arbeitsplatzwahl und ihres Lebensentwurfs nicht einschränken (Menzl 2007: 345). So macht die fehlende (emotionale) Ortsbindung, die sich weder automatisch nach einer gewissen Wohndauer, noch von der Gemeinde(-politik) herstellen lässt, Beteiligungsformate zur wahren Herausforderung. Auch auf die raumbezogene Identifikation der Bewohner kann die Gemeinde über Identitätsbildungsprozesse nur begrenzt Einfluss nehmen, diese allenfalls erleichtern. Dies gelingt jedoch weniger durch ästhetisch-gestalterische als funktionale Maßnahmen, die den Alltag vor Ort erleichtern und bei strukturellen Barrieren ansetzen (zum Beispiel Betreuungsangebote für Kinder) (Menzl 2007: 344). Diese vor allem individuellen Alltagsarrangements berücksichtigt der Placemaking-Ansatz nicht direkt, er kann sogar „zu Einschränkungen individueller Gestaltungsmöglichkeiten führen, weil dem Kollektiv und der Bindung an den spezifischen Raum ein zu großes und ideologisch überfrachtetes Gewicht beigemessen wird“ (Fürst 2010: 361). Ganz davon abgesehen, dass sich Versuche der Integration und des Zusammenhalts – auch über Verstetigung – „lohn“, bedeutet die hier dargestellte Präferenz für das Heim keineswegs, dass die Interviewten sich nicht engagieren oder potenziell bereit wären, eine Aufgabe für die Gemeinschaft zu übernehmen, nur liegt ihr räumlicher und inhaltlicher Fokus oftmals woanders.

Fazit

„Suburbia ist kein abstrakter Planungsgegenstand, sondern als Teil der Lebenswelt wahrzunehmen, die Wünsche und Sehnsüchte vieler Menschen nach dem idealen Wohnen und Leben befriedigt“ und dabei eng verbunden mit Themen wie „Heimat, Identität und Wohnzufriedenheit“ ist (Hesse et al. 2016: 286). Heim(at)-Empfinden wird primär mit dem privaten Raum in Verbindung gebracht und einer haus- und familienzentrierten Lebensweise. Und weil es im Suburbanen scheinbar „alles gibt“ (im Sinne von Gelegenheitsstrukturen), besteht für die Bewohner zumeist keine – bzw. nicht für alle – unmittelbare Handlungsnotwendigkeit „öffentlich“ Verantwortung zu übernehmen. Dennoch können soziale und emotionale Bindungen im und an den Ort (bürger-schaftliches) Engagement auf unterschiedlichsten Ebenen hervorrufen.

Neben dem niedragschwelligen „Nachbarschaftsdienst“ (Pakete annehmen, Blumen gießen etc.), sind auch Vorlese-Patenschaften im Kindergarten, Vereinstätigkeiten und politische Mitwirkung in der Gemeinde eine Option zur gesteigerten „Do it yourself“-Aneignung. Wegen der (sozialen und räumlichen) Nähe und Unmittelbarkeit im suburbanen Raum existieren vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten, die über das heimische Terrain hinausgehen. Ob diese genutzt werden oder nicht, hängt von der Wahrnehmung der Bewohner ab, den Rahmenbedingungen und subjektiven Einstellungen, die eine generelle Aussage zur Verantwortungsübernahme in Form von gemeinschaftlichen Engagement (und den daran anschließenden Fragen: in welcher Form, wie oft, wie lange usw.) erschweren. Das Potenzial dazu hat

Suburbia jedenfalls: als Möglichkeits- und Handlungsraum schafft sie „Identifikation, bietet Heimat, nicht nur aufgrund der großen Bedeutung von Wohneigentum und der damit einhergehenden räumlichen Bindung der Bevölkerung, sondern auch mit Blick auf die Überschaubarkeit der sozialen Strukturen, die Bedeutung von Vereinen, Nachbarschaftshilfe u. Ä.“ (BMVBS 2013: 14 f.).

Die aus den Interviewaussagen abgeleiteten Beheimatungstendenzen im Suburbanen stellen ein Konstrukt aus sich wechselseitig beeinflussenden Teilen dar, die nur analytisch voneinander getrennt werden können. Heimat zeichnet sich durch eine (Selbst-)Verortung der Bewohner auf unterschiedlichen Maßstabsebenen aus; ist komplex und dynamisch auch hinsichtlich ihrer (inter-)subjektiven Zusammensetzung von (im-)materiellen Eigenschaften sowie Gestaltungsmöglichkeiten. Beschreibbar, aber nicht abschließend definierbar sind sowohl Heimat als auch Suburbia individuell bzw. kollektiv ver- und aushandelbar. Heimat ist, wie es das Zitat von Frau G. einleitend demonstriert, „das Normale, das Tägliche“. Aufgrund dessen ist Heimat auch im Suburbanen irgendwie selbstverständlich und kommt größtenteils ohne Explikation und Benennung derselben aus. Beheimatung geschieht durch Aneignung im alltäglichen Gebrauch, weshalb planerische und politische Handlungsempfehlungen vor allem unterstützend auf Alltagsarrangements wirken können. Eine Identifikation von und mit Raum (als Heim(at)-Zuschreibung) nehmen die Bewohner von sich aus vor (individuell und/ oder kollektiv) ohne, dass es hierfür eines Eingriffs oder gar Umplanung von außen bedürfte.

Literatur

- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung,** BMVBS (Hrsg.), 2013: Suburbaner Raum im Lebenszyklus. BMVBS-Online-Publikation 24/2013. Zugriff: https://www.bbbsr.bund.de/BBBSR/DE/Veroeffentlichungen/ministerien/BMVBS/Online/2013/DL_ON24013.pdf?__blob=publicationFile&v=3 [abgerufen am 10.05.2019].
- Bormann, Oliver; Koch, Michael; Schmeing, Astrid; Schröder, Martin; Wall, Alex,** 2005: Zwischen Stadt Entwerfen. Zwischenstadt Band 5. Wuppertal.
- Brake, Klaus; Einacker, Ingo; Mäding, Heinrich,** 2005: Kräfte, Prozesse, Akteure: zur Empirie der Zwischenstadt. Zwischenstadt Band 3. Wuppertal.
- Fürst, Dietrich,** 2005: Place-Making als Ansatz, die regionale Selbststeuerung zu unterstützen? In: Fach, Wolfgang; Lutz, Wolfgang (Hrsg.): Region und Vision: Regionalpolitische Leitbilder im Vergleich. Kulturwissenschaftliche Regionenforschung, Bd. 3, Leipzig: 69–80.
- Fürst, Dietrich,** 2010: Placemaking. In: Henckel, Dietrich et al. (Hrsg.): Planen – Bauen – Umwelt. Ein Handbuch. Wiesbaden: 361–363.
- Haller, Christoph; Jahnke, Kerstin; Leue, Gerald,** (2006). Eisenhüttenstadt – Annäherungen an Identität und Image einer Stadt im Wandel. In: Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): Zukunft von Stadt und Region. Bd. 3, Dimensionen städtischer Identität. Wiesbaden: 61–95.
- Hesse, Markus,** 2004: Mitten am Rand. Vorstadt, Suburbia, Zwischenstadt. In: Kommune, Bd. 22, H. 5: 70–74.
- Hesse, Markus; Mecklenbrauck, Ilka; Polivka, Jan; Reicher, Christa** (2016): Suburbia – quo vadis? Mögliche Zukünfte und Handlungsstrategien für den suburbanen Raum. In: Informationen zur Raumentwicklung H. 3: 275–287.
- Hesse, Markus,** 2016: Periurbain Luxembourg. Definition, Positioning and Discursive Construction of Suburban Spaces at the Border between City and Countryside. In: Wille, Christian; Reckinger, Rachel; Kmec, Sonja; Hesse, Markus (Hrsg.): Spaces and Identities in Border Regions. Politics – Media – Subjects. Bielefeld: 305–315.
- Menzl, Marcus,** 2007: Leben in Suburbia: Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt am Main.
- Menzl, Marcus,** 2014: Urbanisierungsprozesse in Suburbia? Überlegungen zur Ubiquität der urbanen Lebensweise. In: Roost, Frank; Schmidt-Lauber, Brigitta., Hannemann, Christine; Othengrafen, Frank; Pohlan, Jörg (Hrsg.), Jahrbuch StadtRegion 2013/2014. Schwerpunkt: Urbane Peripherie. Opladen: 43–60.
- Mitscherlich, Alexander,** 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main.
- Schmidt-Lauber, Brigitta,** 2010: Urbanes Leben in der Mittelstadt: Kulturwissenschaftliche Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsfeld. In: Dies. (Hrsg.): Mittelstadt. Jenseits urbaner Metropolen. Frankfurt: 11–36.
- Sievers, Karen,** 2015: Lost in Transformation? Raumbezogene Bindungen im Wandel städtebaulicher Erneuerungsmaßnahmen. Wiesbaden.
- Sieverts, Thomas; Koch, Michael; Stein, Ursula; Steinbusch, Michael,** 2005: Zwischenstadt - inzwischen Stadt? Entdecken, begreifen, verändern. Zwischenstadt Querschnittsband. Wuppertal.
- Sieverts, Thomas,** 2008: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Bauwelt-Fundamente Bd. 118. 3. Auflage. Gütersloh.
- Vicenzotti, Vera,** 2011: Der „Zwischenstadt“-Diskurs: eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt. Bielefeld.
- Weichhart, Peter,** 1990: Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Erdkundliches Wissen 102. Stuttgart.



ARRIVAL CITY

Invisible Diversity at Prague's Housing Estates



Photo: Anna Venezia for Anthropictures

After 1989, socialist modernist cities in Prague have undergone significant changes in their neighbourhood structure. How does international migration (especially from eastern Europe) change the public space and everyday life in the housing estates in Prague's Southwest city?

Marie Heřmanová

is a social anthropologist, member of the studio of applied anthropological research Anthropictures. Her areas of interest are migration and refugee studies, urban anthropology and media anthropology. She is currently a postdoc researcher at the Institute of Sociology of the Czech Academy of Sciences in Prague. marie@anthropictures.cz

Michal Lehečka

is an urban anthropologist at Faculty of Humanities at Charles University in Prague and a member of applied anthropological studio Anthropictures. He conducts both applied and academic ethnographic fieldwork researches concerning specificities of post-socialist urban development with special focus on socialist modernist cities. michalleh@anthropictures.cz

Challenging the concept of “arrival city” concept with post-socialist urbanity

When in 2015 almost a million people arrived in Germany from the war-torn Middle East, it provoked a wave of reactions across society. Among those feeling the need to react were also the curators of the German pavilion at the 15th Venice Architecture Biennale in 2016. They focused on the so-called refugee crisis and its political and social consequences for Germany. Their response resulted in the exhibition entitled “Making Heimat: Germany Arrival Country”, which mapped architectural reactions to the presence of immigrants in German cities and towns.

The German team borrowed the concept of “arrival city” from Canadian journalist Doug Saunders and his book bearing the same title. In Saunders’ interpretation, “arrival city” is an urban space inhabited by immigrants and it may be characterised by the following eight principles.

Arrival city:

- is a city within a city,
- is accessible,
- is close to services and business opportunities,
- is informal,
- is based on self-help,
- is on the ground floor,
- is a network and community of immigrants,
- needs good schools.

Although Saunderson’s theses are rather vague, their logic properly illustrates important questions concerning development in contemporary cities. How does immigration change cities and urban spaces in general? How is migration reflected in architecture, housing arrangements, services and public space? Both the original German exhibition and the Czech local follow-up project present a possible consideration of these questions, based in both cases on local context and environment.

In 2017 in cooperation with the Goethe Institute in Germany, the authors of the exhibition decided to expand the “arrival city” concept to other countries and approached nine Goethe Institute branches to develop cooperation on local versions of the exhibition to demonstrate how different “arrival cities” emerge and function within different environments and contexts. The “Arrival City: Southwest City” exhibition, described in this article, is the Czech result of this cooperation and explores what the Prague version of an ar-

ival city looks like and how the phenomenon of migration manifests itself in the context of Prague’s post-socialist housing estates which have recently become home for many migrants, primarily from Eastern European countries. Our consideration of the “arrival city” is based on ethnographic research and does not follow rigidly the eight principles of the original concept, rather it develops its own theses that fit into the Central-Eastern European context.

Migration to the Czech Republic after 1989 – emigration, immigration or transit country?

Unlike Germany and other Western European countries, there are only few places, towns and cities in the Czech Republic that could be defined as arrival spaces in the same sense as Doug Saunders’ “Arrival Cities”!

For most of the second half of the 20th century, the Czech Republic (then part of Czechoslovakia) was a country with closed borders which people tended to wish to leave either legally (rarely) or as political refugees. The year 1989 brought a fundamental change. The opening of the borders not only meant that people were free to leave, but also to enter. The number of foreign nationals living in the country has risen continually since 1989 and in 2017 the number of foreigners living in the Czech Republic exceeded half a million. Another milestone for the short immigration history of the Czech Republic is the admission to the European Union, which opened the country to citizens of both the old and new member states.

If we take a closer look at this relatively short history of immigration, we can see a general trend that is also visible in other countries – from an emigration country which people

(1)

We have decided not to categorise temporary migrant settlements such as provisory flats and housing estates around and within industrial zones as “arrival cities” – mostly because these places are much more significant in terms of economic migration, exploitation and economic globalisation than in terms of migrant’s interaction with the local landscape.

(2)

Only 1.450 persons, mostly from Ukraine and post-Soviet republics (Azerbaijan, Georgia, Armenia), applied for asylum in the Czech Republic in 2017.



Photo: Anna Venezia for Anthropicures

Prague 13 – Nové Butovice housing estate

were more likely to leave, the Czech Republic has gradually become a transit country which foreign nationals registered mainly on their way to countries further to the west. And finally, over the last few years, the Czech Republic has become an immigration destination where an increasing number of people from all corners of the world come in search of a new home. This trend was definitely confirmed in 2016 when the number of foreign nationals with permanent residence finally exceeded the number of those with just temporary residence – more and more people come to the Czech Republic to stay, work, start a family and enjoy old age.

Migration to the Czech Republic could be identified as “economic migration”, even though this very general and often overused term often hides a whole range of motivations and life stories behind it. Over the past few years, the discussion about refugees and asylum seekers contained the media and public space, although in practice very few have come to the Czech Republic.² It is no surprise that many new immigrants look for a new home in large cities and that Prague, where almost one in ten inhabitants is of non-Czech origin,

is the leader in percentage terms of the number of foreign nationals in the Czech Republic. As the concept of “arrival city” illustrates, it is easier to join existing networks, find a job and schools for the immigrants children in big cities. Many migrants who have come to Prague in the last two decades have found their new home in Prague’s housing estates.

Arrival Cities in Prague

The city of Prague has by far the most ethnically diverse population among the post-socialist cities in the Central and Eastern European region. 13 % of its inhabitants are non-Czech citizens. For example Bratislava and Warsaw have a migrant population of only 3 % and 0.6 % respectively (Přidalová/Ouředníček 2017: 660). Between the years 2000 and 2014 migration was the only source of the population growth of the city (approx. 9000 people per year, Ouředníček/Temelová 2009). Combined with the displacement of the older inhabitants (ca. 1800 per year), this process is usually connected with the new socio-spatial differentiation (Ouředníček/Temelová 2011).

From a socio-economic perspective, the largest group of migrants in Prague – Ukrainians – has a lower socio-economic status. Construction work, shop cashiers, cleaning, and household work are among the most frequent occupations. Russians and US citizens, other two numerous groups, occupy more a diversified range of positions, from student visa holders to international corporate management.

Migrants and non-Czech³ citizens' practices influence the framework of socio-spatial dispersion of ethnic diversity in Prague. In recent years, newcomers to Prague – especially the migrants from post-Soviet countries – tend to concentrate in specific localities, seeking affordable and comfortable living. According to the censuses of 2001 and 2011, the number of migrants moving to the modernist housing estates on the urban peripheries increased three times. The wider centre of Prague is surrounded by a belt of a big and mostly self-sufficient socialist modernist developments. The initial concept of those “tangential cities” has its origins in 1960's official Prague housing policy, aimed at solving the problem of post-demographic growth of population by building modernist living in the greenery (Musil et al. 1985;

Špaček 2012). Between 1970 and 1990 hundreds of thousands of flats were built in Prague and distributed mainly to Czech citizens in housing need (Skřivánková et al. 2016).

After the fall of the iron curtain, many of those areas – for example Jihozápadní město, Černý Most etc. – are undergoing an (in)visible transformation of the inhabitant's structure. Czechs (and the others middle class citizens as well) with higher socio-economic status are slowly but continuously abandoning the “prefabs” (Němec/Brabec 2015). There are many reasons for this movement – neoliberal ideology

(3) We use the term non-Czech citizens as a reference to the fact that many migrants living in the Czech Republic do not consider themselves to be migrants anymore – however, since Czech citizenship is very hard to obtain (the Czech Republic is among the countries granting the least citizenships yearly among EU member states). This creates a situation where many permanent residence holders speak Czech and consider themselves to be Czech, living in the Czech Republic more than 10 years, yet they are still migrants in strict legal terms. The term non-Czech citizens thus describes the broader group of people – both migrants and permanent residence holders, who do not consider (and are not being considered by others) themselves as migrants anymore.



Photo: Anna Venezia for Anthropictures

Public space near the metro station “Hůrka”, Prague 13

of the 90s that focused on individualism and house ownership as a status of successful individual, stigmatisation of the socialist forms of living. However, more than half million inhabitants of Prague still live in the prefabs. Despite the above-mentioned changes, housing estates did not become the loci of abandonment as for example East-Berlin peripheries (Marzahn, Hellersdorf), Leipzig and Halle-Saale housing estates or many others (see van Kempen et al. 2005). This is mainly due to different strategies of housing policy (privatisation) as well as to the fact that lots of migrants from post-Soviet space were constantly moving in and filling the gap created by those who left for a "better" living.

Housing estates and post-socialist privatisation and the influence on/of migration

High-rise housing estates in Central-Eastern Europe should be considered a significant heritage of socialist housing policy (Rowlands et al. 2009). The idea of collectivism and the need to solve the housing crisis manifested themselves in hundreds of thousands of prefabricated blocks of flats. In the Czech Republic these residential prefab complexes cov-

ered the high and long-term demand for housing, especially for young families with children. The controlled system of allocation of flats based on socialist usage rights ensured that the socio-professional structure of the housing estates reflected almost exactly the structure of society as a whole (Musil et al. 1985).

The controlled housing policy began to change after 1989 with the transformation to a new political system and market economy. The individualism and institutionalisation of private ownership together with the cultural meaning attached to it (ownership of a flat or a house significantly enhancing one's individual socio-economic status) manifested itself in the structure of the housing estates too. Despite a certain stigma attached to the housing estates (labelled so often as "rabbit hutches"), these changes led to only small outflow of the original inhabitants. From today's point of view it is clear that this was, rather paradoxically, prevented by the privatisation of the housing estate housing stock, which somewhat "froze" the composition of inhabitants of the majority of the high-rise blocks in a state very close to the original distribution of inhabitants. This process was one of the largest



Photo: Anna Venezia for Anthropictures

Russian hairdresser and cosmetics shop at Prague 13 – Hůrka

and financially most advantageous structural changes ever in the field of housing in the Czech Republic, although the details of privatisation have yet to be sufficiently mapped.

Open borders and open markets soon turned Prague into one of the capital centres of the entire Central European region. This process also brought an inflow of population from abroad. According to statistics, the housing estates of Prague are an important place for incoming and newly settling individuals and groups. Particularly on the large satellite high-rise housing estates, the percentage of inhabitants

without Czech citizenship is between 15 % and 30 %. These inhabitants came and are still coming from various countries, mostly from the East, specifically post-Soviet space – Ukraine, Russia, Belarus, Vietnam, the Balkan countries.

The Czech immigration policy underwent significant changes in the recent years, now being one of the most strict when compared to other EU member states, but migration is still slowly and subtly changing the social and ethnic composition of Prague's modernist housing estates towards a multi-ethnic space.

The Czech “Arrival City”: Southwest City

Based on the background analysis presented above of what could possibly represent an “arrival city” within the Czech context, we decided to focus on the Czech version of the exhibition on the Prague periphery, specifically on the modernist housing estates. Our main research questions were:

- Why are housing estates – initially socially engineered spaces with lots of civic amenities and emphasis on collectivity – becoming the “places of choice” mainly for the eastern newcomers?
- In which way are the housing estates (re)shaped and (re)produced by everyday practices and strategies of those relatively new inhabitants?

The current exhibition is the final product of 6-month ethnographic fieldwork conducted in the area of Prague Southwest City – one of the biggest housing estate settlements in the Prague 13 district, at the South-West periphery of the city. The geographic area was loosely demarcated by three metro stations - Lužiny, Nové Butovice and Hůrka and the surrounding block of flats, Central Park with a lake and a big playground.

We chose Southwest City – Jihozápadní město mainly because it is – based on the statistics – one of the most ethnically diverse district of Prague, with highest rate of non-Czech inhabitants. With 28.2 % (2011 Census, in 2001 it was only around 10 %) of the foreign inhabitants, Nové Butovice is one of the most diverse districts in Prague. An increasing amount of especially Ukrainian, Russian and Belarusian inhabitants is leading to changes in the environment - services, infrastructure as well as in schools and housing organ-

isations. Besides the previously mentioned changes in the structure of the prefab ownership, new high-rise developments surrounding the original prefabs are widening the options to settle in the area.

The research was conducted by a research team composed of the two curators of the exhibition and authors of this text, a student research team and a consultant from the Department of Anthropology at the Faculty of Humanities, Charles University in Prague. Our methodology was based mostly on interviews, participant observation and collecting of visual materials, including the external help of a professional photographer. The student research team focused on four different areas/topics - community life and organisation, housing, access to health services and access to education.

The core group of our important informants and gatekeepers consisted of roughly 20 people, both newcomers and people who have already settled in the Czech Republic and acquired citizenship. We conducted a set of interviews (in many cases multiple interviews with the same respondent) and those interactions opened a wide set of regimes of everyday life in the locality and its relationship to the city centre. For example, we found out that lot of our informants work in the city centre in touristic services, either as Russian/English speaking guides or in related services. Some of them also work in the NGO sector, as social workers and consultants helping newly coming migrants with the settling process. The job structure of the migrant community thus reflects their migrant background. The interviews were then complemented with participant observation, and we also used the technique of mental maps. At the very early stages of the research, our initial doubts about the validity of

1

Map of Prague Southwest City



Source: Prague Institute for Planning and Development

Doug Saunders' theses in our local context were substantial. It turned out that they would be very difficult to apply to the regimes and modalities of migrants' settlements in Prague. Specifically three of the theses needed to be questioned – informality, ground-level location and self-help/DIY aspect of "arrival cities". The remaining five theses are general

enough to be applied also in the Czech context, but they do not necessarily reflect migrant settlements, but modalities of urban space in general. Our research thus resulted in the development of a set of new theses that describe properly the local variation of the "arrival city" and which will be discussed below.

Re-producing post-socialist "heimat"

Throughout the research period we were constantly facing the challenge of how to shape the exhibition and how to represent the research data in the current installation. The result is a site specific installation that embraces both the genius loci of the venue and the realities of everyday life in

the Southwest City. The venue, Kasárna Karlín, is a former complex of military barracks very close to the Prague Old Town. It is currently being used by civic initiatives as a cultural and community space, with events such as screenings, festivals, concerts and discussions being held on a regular

basis. There is also a bar and a café frequently visited by both people from the area as well as by people from other parts of Prague who use it as a meeting place.

The inclusive character of the space, that is open to all sorts of visitors, was one of the main reasons the venue was chosen for the exhibition. The second reason was the industrial architecture of the place and its potential for symbolical connection with the modernist architecture fragments of the housing estates.

The design of the exhibition, created by the designer Matyáš Trnka, aimed at re-creating the landscape of the housing-estate inside the so called “swimming pool” in the Kasárna. The whole space was designed as a metro station – some of the artefacts were even borrowed from the archives of Prague Public Transport Company.

The exhibition was designed as a “tour” – it started with a German part, continued with texts and explanations of the Czech part at ended up in the improvised underground of the metro station (the actual swimming pool), where audio-visual installations highlighting the stories of migrants living in the area were showcased. Photos and artefacts and informative panels were installed to illustrate our theoretical and empirical perspective on housing estates as the loci of movements connected with post-socialist regimes migration. The theses describing Prague’s “Arrival City: Southwest City” are:

- It is an integral component of Prague, therefore it is not a “city within a city”. In other words, it cannot be evaluated independently, ignoring the context of the entire city, its economic operations and infrastructure.
- It is a network of interconnected neighbourhoods, a hybrid space which combines and represents the original principles of socialist modernism and collectivism, and attempts to create an egalitarian residential and natural environment with individualised and privatised post-transformational regimes oriented at general freedom and consumption of everyday life in a globalised city.
- It is a constant movement of people, animals, objects and ideas. Migration is seen here as a specific type of movement. Manifestations of migration have imprinted themselves on almost everything – in the surrounding greenery, public facilities, consumer and consumption locations and in the everyday activities of the local population. It is an unusual assemblage, a three-dimensional and constantly regrouping picture representing spaces whose persisting legacy is to be open to everyone and to offer a comfortable living environment straddling the anonymity and collectivity of urban life.
- It is a space that can be characterised by **invisible diversity**. The heterogeneity of the high-rise housing estate might escape our attention at first glance. One of its main



Photo: Anna Venezia for Anthropictures

The recreation of metro station in the industrial space of “Kasárna Karlín” in Prague city center

features is a certain degree of commonly created anonymity. Therefore in the environments of Nové Butovice, Hůrka and Lužiny, ethnicity has a specific, discreet and unpronounced nature. Instead of trying to identify visible otherness, we thus focus on manners of coexistence of variations of the “different” in the environment of a modernist city. It turns out that it is hard to decide what has become domesticated or what is specifically “foreign”. The prefab, high-rise housing estate does not differentiate

between Czech citizenship and permanent or temporary residence.

- It is a city for everybody, and so it cannot be defined by the mere influence of newcomers, but primarily it is a mutual remoulding through habitation and appropriation. Its qualities lie in **heterogeneity, accessibility, convenience and intelligibility**.

Conclusion

The Czech version of the “Arrival City” exhibition presents a unique exploration of ethnic diversity at Prague’s modernist housing estates – a phenomenon that could be described by the above-mentioned notion of “invisible diversity”. The structural and everyday changes that migrants from the post-Soviet space bring to the originally collectivist space of the housing estates are subtle and not always visible on a first sight or visit. They manifest themselves in everyday details (names on doorbells, signs on garbage bins, sounds of children’s voices in the playgrounds) or less fleeting changes in the infrastructure of the space (services offered). In general, the Southwest City does not fit any of the usual stereotypes about migrant settlements – it does not resemble a

ghetto, it bears very few signs of informality or even illegality. It is an ever-changing assemblage of the collectivist spirit of the space that is at the same time providing enough anonymity for any newcomer to feel safe.

The exhibition “Arrival City – Southwest City: Migration, City, Housing Estate” aimed at presenting these phenomena in their subtle, sometimes “invisible” form, by re-creating the specific genius loci of the housing estate in an industrial complex near Prague city centre. The project as such provided the curators with an insight to the ways in which urban space, its architecture and infrastructure, interacts with global migratory flows and its local manifestations.

Literature

Musil, Jiří, et al., 1985: Lidé a sídliště. Praha: Svoboda.

Němec, Michal; Brabec, Tomáš, 2015: Analýza vývoje sociální struktury velkých pražských sídlišť mezi lety 2001–2011. Praha: Institut plánování a rozvoje.

Ouředníček, Martin; Temelová, Jana, 2009: Twenty years after socialism: the transformation of Prague’s inner structure. *Studia Sociologia* 54 (1): 9–30.

Ouředníček, Martin; Temelová, Jana, 2011: “Nové sociálně prostorové nerovnosti, lokální rozvoj a kvalita života.” *Sociologický časopis / Czech Sociological Review* 47 (4): 625–632.

Přidalová, Ivana; Ouředníček, Martin, 2017: Role zahraniční migrace v měnící se sociálně prostorové diferenciaci Prahy. *Sociologický časopis / Czech Sociological Review* 53 (5): 659–692.

Rowlands, Rob; Musterd, Sako; van Kempen, Roland (eds.), 2009: Mass Housing in Europe, Multiple Faces of Development, Change and Response. New York: Palgrave MacMillan.

Skřivánková, Lucie; Švácha, Rostislav; Novotná Eva; Jirkalová, Karolina (eds.), 2016: Paneláci 1, Padesát sídlišť v českých zemích: kritický katalog k cyklu výstav Příběh paneláku. Praha: Uměleckoprůmyslové muzeum.

Špaček, Ondřej, 2012: Česká panelová sídliště: faktory stability a budoucího vývoje. *Sociologický časopis / Czech Sociological Review* 48 (5): 965–988.

van Kempen, Roland; Dekker, Karien; Hall, Stephen; Tosics, Ivan (eds.), 2005: Restructuring Large Housing Estates in Europe. Bristol: The Policy Press.



MULTIPLE HEIMATEN – EINE THÜRINGEN-REISE

Ein Blick auf Kannawurf, das Schwarzatal,
Saalfeld und das Schloss Bedheim:
Was tun lokale Akteurinnen und Akteure, um
ihren Wohnort zur Heimat zu machen?
Wie gestalten Sie die Zukunft? Und mit welchen
besonderen Herausforderungen haben sie
zu kämpfen?

Kannawurf: „1500 Hektar Zukunft“

von Roland Lange, Künstlerhaus Thüringen e. V.

Kannawurf, am Nordrand des Thüringer Beckens, liegt in einer der fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Wer hier durchfährt, sieht wogende Weizen- und Maisfelder bis zum Horizont, eine Ästhetik des Entgrenzten, die gleichermaßen Unbehagen und Faszination auslöst. Aussteigen möchte man nicht, geschweige denn zu Fuß die Landschaft erkunden. Wer dies tut, findet sie menschenleer und den nächsten Baum in zwei Kilometern. Hier existiert effiziente Intensivlandwirtschaft, die anonym für den Weltmarkt produziert und kaum Anknüpfungspunkte für ein sich irgendwie ausdrücken wollendes Heimatgefühl bietet. Hier gibt es seit zehn Jahren auch das Künstlerhaus Thüringen e. V., dessen Mitglieder ein 450 Jahre altes baufälliges Schloss wiederbelebt haben und dort zusammen mit Künstlern ein Kulturzentrum für die ganze Region entstehen ließen.

Anlass für die Beschäftigung mit der Land(wirt)schaft war die Neuanlage eines Schlossgartens. Schnell begriffen wir, dass sich dieses Element wie ein Luxusartikel in einer landschaftlichen Kulisse ausnehmen würde, die einer ökologisch-sozialen und ästhetischen Umgestaltung viel dringender bedarf. So wurde unser Projekt 2016 unter dem Titel „1500 Hektar Zukunft“ Kandidat der Internationalen Bauausstellung (IBA) Thüringen. Seither kreisen unterschiedliche Ideen und deren Initiatoren um die Möglichkeiten eines Landschaftswandels. Eines ist allen gemein: Sie bauen auf Bürgerbeteiligung und eine gute Zusammenarbeit mit den örtlichen Landwirten.

2017 wollten wir mit den Einwohnern von Kannawurf ein Gespräch über Landschaft beginnen, erfahren, welche Position das Nachdenken über Landschaft auf dem Dorf hat. Gleichermaßen wollten wir auch praktisch versuchen, eine nicht ökonomische Inbesitznahme von Landschaft auszuprobieren, und gemeinsam ein Theater bauen.

Um sich dem Thema anzunähern, haben wir 100 analoge Einwegkameras an die Bewohner von Kannawurf verteilt, mit der Bitte, ihren ganz persönlichen Begriff von Landschaft in Bildern zu formulieren: eine fotoethnografische Methode mit ungewissem Ausgang. Wir erhielten 1.700 authentische Momentaufnahmen zurück. Die Haltung der Fotografinnen und Fotografen hinter den Bildern ist unterschiedlich: engagiert, stolz, kritisch, frustriert, romantisch, humorvoll,

manchmal komisch, manchmal unerwartet künstlerisch. Parallel dazu engagierten wir eine junge Fotografin, Frederyke Sauerbrey, um ein externes Portrait des Dorfes und seiner Bewohner anzufertigen, die Stadtperspektive sozusagen. Die Fotos zeigen überwiegend skeptische, nachdenkliche Gesichter und bröckelnde Hofmauern. Die Angleichung der Lebensverhältnisse von Stadt und Land erscheint auf diesen Bildern als Herkulesaufgabe.

Im Anschluss an dieses Gespräch in Bildern über Landschaft stellten wir uns die Frage, ob man mit einer künstlerischen Intervention das Interesse der Bewohnerinnen und Bewohner an ihrer Landschaft wiedererwecken könne. Weit außerhalb des Dorfes auf einer Anhöhe, jedoch in Sichtweite, bauten wir zusammen mit der Künstlergruppe Richard von Gigantikow aus einem gigantischen Berg alter und neuer Paletten sowie Abbruchholz ein temporäres Theater auf dem Grundriss des ersten neuzeitlichen, europäischen Volkstheaters: das Globe Kannawurf. Unsere Vorstellung von einer Schar begeisterter Helfer aus dem Dorf, die fröhlich mithämmern wollten, ging vorerst nicht ganz auf. Zur Eröffnung und über den Sommer hinweg waren dann aber das ganze Dorf und viele Gäste anwesend. Beide Projekte – gefördert durch den Fonds Soziokultur und die Staatskanzlei Thüringen – nahmen etwa 4.000 Menschen wahr. Darüber hinaus gab es mehrere Veröffentlichungen.

Im Frühjahr 2018 gründete sich als Ergebnis im Ort eine Umweltgruppe, die zuerst gewaltige Mengen Müll aus der Landschaft beseitigte und nun in Kooperation mit der Gemeinde erste Projekte zur Verbesserung der Landschaftsökologie durchführt, Insektenhotels baut und Bäume pflanzt. Der Naturfund legt 2019 zusammen mit der Landwirtschaft Kannawurf GmbH eine zehn Hektar große Blühwiese in der Feldflur an. Die IBA Thüringen wird 2019 in einer Machbarkeitsstudie zusammen mit örtlichen Landwirten, Wissenschaftlern und Künstlern die Möglichkeiten und Perspektiven des Landschaftswandels untersuchen. Das Künstlerhaus will inspiriert von Joseph Beuys Kunstprojekt „7000 Eichen“ vorerst 1.500 Bäume pflanzen – und der Schlossgarten wird von Anfang an als Biogärtnerei aufgebaut. Große Vorhaben, aber Land in Sicht.

Neue Sommerfrische Schwarzatal

von Dr. Burkhardt Kolbmüller, Zukunftswerkstatt Schwarzatal e. V., Ulrike Rothe, IBA Thüringen, und Ulrike Rose, Kulturräume gestalten

Über viele Jahrzehnte fuhren Sommergäste ins pittoreske Schwarzatal im Thüringer Wald. Bis 1990 zog die landschaftliche Schönheit alljährlich viele tausend Gäste an. Insbesondere die Städter suchten auf dem Land Erholung – auch als „Sommerfrische“ bezeichnet. Der über die letzten 100 Jahre gewachsene Zusammenhang von Landschaft, Architektur und Infrastruktur brach mit der politischen Wende zusammen. Der Tourismus kam weitgehend zum Erliegen, das Tal geriet in Vergessenheit, die baulichen Zeugnisse in Form spezifischer Sommerfrische-Architekturen, die mit ihren Türmen, Veranden und Balkonen an die Bäderarchitektur der Ostsee erinnern, stehen oft leer.

Mit der Entwicklung einer zeitgenössisch verstandenen Sommerfrische – angetrieben durch die Internationale Bauausstellung Thüringen – hat sich der Abwärtstrend inzwischen gedreht und eine Aufbruchsstimmung entwickelt. Die Zukunftswerkstatt Schwarzatal, ein Zusammenschluss aus engagierten Bewohnerinnen und Bewohnern des Tals, hat sich aufgemacht, neue Nutzungen für die Häuser zu finden. Erste Baukultur-Werkstätten fanden statt und schälten das große Potenzial der Sommerfrische-Häuser heraus. Darauf aufbauend entwickelte die IBA Thüringen in Zusammenarbeit mit der Zukunftswerkstatt Schwarzatal eine begleitende Postkarten-Kampagne, die die landschaftliche und bauliche Schönheit der Region poetisch vorstellt. Sie gestaltete eine zeitgemäße Internetseite, die sich stark von den veralteten Webseiten der Region abhebt, und machte diese in den bundesweiten Baukulturkreisen bekannt. Die LEADER Aktionsgruppe Saalfeld-Rudolstadt e. V. und lokale Akteurinnen und Akteure unterstützen die Kampagne tatkräftig.

Highlight ist der „Tag der Sommerfrische“ am letzten August-Wochenende, der in diesem Jahr am 25. August 2019 das fünfte Mal veranstaltet wird und bis zu 2.000 Besucherinnen und Besucher in die bisher leerstehenden Häuser zieht. Die ansässigen Vereine und Gemeinden planen ein vielseitiges Programm, das inzwischen auch bundesweit Resonanz erfährt. Gute Fotografie, Filme, Erzählalons und Ausstellungen vermitteln die historische und aktuelle Bedeutung der Sommerfrische des Schwarzatals und sorgen für ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl und eine größere Identität der Bewohner mit ihrer Region.

Durch die Öffnung der leerstehenden Sommerfrische-Häuser und die begleitende Kommunikation hat sich die Wahr-

nehmung der Qualitäten des historischen Bestandes positiv verändert. Hieß es vor zwei Jahren noch, diese Häuser seien nicht mehr zu retten und gehörten abgerissen, schätzen die Bewohnerinnen und Bewohner inzwischen wieder ihre Bedeutung für die Kulturlandschaft des Tals. Die neue Sommerfrische im Schwarzatal nimmt neue Zielgruppen, moderne Angebote und alternative Betreiberstrukturen in den Blick. Sie gilt als wesentliches Identifikationselement und Gemeinschaftsprojekt des Schwarzatals.

Eine erste, charmant und modern gestaltete Musterwohnung im denkmalgeschützten Heimatmuseum in Döschnitz erfreut sich großer Beliebtheit. Es gibt inzwischen weitere Interessenten, die ähnliche Projekte in der Region realisieren wollen. Eine Gemeinschaft aus jungen Architektinnen und Architekten von der Bauhaus Universität Weimar will das Haus Bräutigam in Schwarzburg künftig ebenfalls als Sommerfrische-Haus betreiben.

Die Stiftung trias – eine gemeinnützige Stiftung für Boden, Ökologie und Wohnen mit langjähriger Erfahrung in der Betreuung von Treuhandvermögen und Stiftungsfonds – bietet an, einen Fonds „Sommerfrische Allmende Schwarzatal“ aufzulegen, an den ausgewählte Sommerfrische-Häuser und deren Grundstücke aus dem Schwarzatal übertragen werden. Das Thüringer Infrastrukturministerium unterstützt dieses Vorhaben. Die neuen Nutzerinnen und Nutzer werden über einen bundesweiten Aufruf auf die bemerkenswerten Architekturobjekte und landschaftlichen Schönheiten im Schwarzatal aufmerksam gemacht.

Ein 2018 durchgeführtes kooperatives Werkstattverfahren trägt außerdem dazu bei, das Schwarzatal als Ganzes besser zu „spüren“, ein gemeinsames, akteursübergreifendes räumliches Verständnis zu entwickeln, das politisch-administrative Grenzen überwindet und eine Grundlage für eine stärkere Beteiligung der Bewohnerinnen und Bewohner der Region im weiteren Planungsprozess darstellt. Der über das Tal hinaus bekannte Panoramawanderweg wird mit wieder sichtbar gemachten Querverbindungen das Wandererlebnis im Schwarzatal stärken. Die Themen Dorf- und Wasserfrische, Wiesen- und Waldfrische bereichern die neue Sommerfrische, die sich derzeit vor allem noch auf die Öffnung und Transformation leerstehender Sommerfrische-Häuser konzentriert, zukünftig an.

Saalfeld: SELBERMACHEN im Zwischenraum zum Ankommen

von Hanka Giller, Stadtverwaltung Saalfeld

Saalfeld an der Saale ist eine Kreisstadt in Thüringen mit etwa 30.000 Einwohnern und einer beschaulichen Altstadt in malerischer Landschaft. Seit 2016 ist die Stadt mit dem Vorhaben „Zwischenraum zum Ankommen“ in der Alten Kaserne Kandidat der Internationalen Bauausstellung (IBA) Thüringen im Programm ARRIVAL StadtLand. Bereits die Teilnahme Saalfelds am Wettbewerb ZUKUNFTSSTADT 2030+ (Phase 1 von 2015/2016) legte den Grundstein für Zukunftsfragen des Zusammenlebens, der Willkommenskultur und der Teilhabe. Die entwickelte Vision „Lust auf Zukunft?! Irgendwo wird mittendrin“ stellt Menschen mit ihren spezifischen Lebensentwürfen in den Mittelpunkt, die herausfordernde Lebenssituationen zu bewältigen haben und in besonders entwicklungsbedürftigen Quartieren leben.

Der Stadtteil Alte Kaserne in Saalfeld ist eines dieser Quartiere. Mit rund 950 Bewohnerinnen und Bewohnern, einem Migrationsanteil von 55,2 Prozent ist die Alte Kaserne der bunteste, aber auch ärmste Stadtteil der Stadt. 52 Prozent der dort lebenden Menschen sind jünger als 30 Jahre. Menschen mit Migrationshintergrund leben im Quartier, weil dort eine der Gemeinschaftsunterkünfte für Asylbewerber des Landkreises mit etwa 250 Plätzen angesiedelt ist. Viele Menschen in der Alten Kaserne haben nicht die Wahl, wo und wie sie leben, da sie abhängig sind von Transferleistungen, Zuweisungen und Vorschriften. Wie fühlt sich das an? Kann dieser Ort ein Ort sein, an dem sich die Menschen heimisch fühlen? Was braucht es, damit sie Heimatgefühle entwickeln können? Der Stadtteil erscheint uns aus der Sicht von Plannerinnen und Planern, die oft nur flüchtig von außen auf das Quartier blicken, wie eine große Rotations Scheibe, mit einem ständigen Kommen und Gehen. Schon öfter ist uns aufgegangen, dass wir mit unserem flüchtigen Blick und unseren eigenen Interpretationen auch völlig falsch liegen können. Noch vor fünf Jahren gingen wir davon aus, dass die beste Lösung für den Stadtteil ein schrittweiser Rückbau wäre. Auch unsere Beurteilungen waren stark von vorhandenen Defiziten geprägt. Das sollte sich ändern.

Mit verschiedenen qualitativen Methoden der Sozialraumanalyse wie Autofotografie, Collagen, strukturierten Stadtteilbegehungen, Workshops und Werkstätten beteiligten wir die Menschen an der Zukunftsplanung ihres Quartiers. Nun wissen wir, dass es durchaus Sinn macht, dieses Quartier gemeinsam zu entwickeln. Den Ärger der Bewohnerinnen und Bewohner über den spontanen Abriss des von Spenden-

geldern des Elternvereins geschaffenen Spielplatzes durch den Vermieter konnten wir gut nachvollziehen. Beim gemeinsamen Kochen und Feiern erzählen die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Geschichten. Wir hören von ihren leidvollen Erfahrungen, die tief in ihre Herzen eingebrannt sind, von geplatzten Hoffnungen und ihren Träumen von einem besseren Leben. Sie fühlen sich enturzelt und leiden an der Unsicherheit, in der sie leben. Sie suchen nach Geborgenheit und Gemeinschaft, nach eigenen Zielen, für die es sich zu kämpfen lohnt. Wir sind gemeinsam dabei, den Zwischenraum zum Ankommen so zu gestalten, dass die Menschen endlich zur Ruhe kommen können, um sich ein besseres Leben aufzubauen.

Mehr als 50 Bewohnerinnen und Bewohner nehmen bereits kontinuierlich an Workshops teil, sind bei Teilnehmungsmaßnahmen dabei und selbst Netzwerker in ihrer jeweiligen Community. Es handelt sich dabei vor allem um junge Menschen und deren Familien. Sie mähen Rasen, bauen Gemüse an, nähen Kleidung, reparieren Fahrräder, bauen Tandooröfen, gestalten Feste mit aus, zeigen ihre wunderbaren Koch- und Backkünste und unternehmen Touren in den Ferien. Einige der jungen Menschen entwickeln zunehmende Selbstständigkeit im Handeln, werden Vorbilder für andere, erfahren Wertschätzung für ihr Tun und tragen mit ihrem Handeln zum Gemeinwohl bei. Schrittweise wirken sie über die Grenzen der Alten Kaserne hinaus und machen sichtbar, was in ihnen steckt. Das weckt die Neugier von außen. In regelmäßigen Abständen interessieren sich Planerinnen und Planer aus ganz Deutschland für die Alte Kaserne, schauen sich vor Ort um und unterstützen das Vorhaben.

Bis 2023 soll ein modulares Werkhaus entstehen – ein Ort der Begegnung mit Räumen zum Treffen, Bauen, Kochen und Backen, vielleicht mit einem Laden zum Verkauf der selbstgemachten Produkte. SELBERMACHEN wird auch das Grundprinzip im Werkhaus sein, weil Menschen in ihrem Tun einen Sinn erkennen und Selbstwirksamkeit spüren wollen. Deshalb wird es auch Selbstbauphasen geben. Der IBA-Prozess ermöglicht uns bis Ende 2023 zu experimentieren und die Grenzen unserer normierten Welt auszuloten, das Andere wahrzunehmen und zuzulassen, Erfahrungen zu machen und diese in die weiteren Entwicklungen einzuspeisen. Wir haben nicht den großen Plan, aber wir haben eine gemeinsame Idee, an die wir fest glauben.

Schloss Bedheim: Von heimischen Inseln und der Heimat im Plural

von Anika Gründer und Florian Kirfel, Schlossbewohner und Architekten

Die verschiedenen Berichte, die über das Schloss Bedheim und seine Akteure entstehen, setzen unterschiedliche Schwerpunkte, haben aber eins gemein: Einen romantischen Grundtenor.

Da kursiert die Geschichte einer Familie, die über Generationen hinweg zusammenhält und sich ohne viel Geld, aber mit viel Idealismus und Tatkraft dem Wiederaufbau eines Anwesens, ihrer Heimat, verschrieben hat. Da wird die Geschichte einer bunten Gemeinschaft erzählt, die biologisches Gemüse anbaut, sich um Menschen mit Behinderungen kümmert und zu Kulturveranstaltungen einlädt. Eher beruflich orientierte Medien berichten von jungen Architektinnen und Architekten, die ihr Stadtleben aufgegeben haben, um gemeinsam mit der lokalen Landbevölkerung nach zeitgenössischen Formen regionaler, ländlicher Baukultur zu suchen. Baukultur schaffe Heimat, so heißt es. Diese Darstellungen und Wahrnehmungen sind nicht grundsätzlich falsch, aber es ist wichtig, dieser Außensicht auch eine Innensicht entgegenzustellen.

Das Leben im Schloss Bedheim ist bei weitem nicht so romantisch, wie es auf den ersten Blick von außen erscheint. Wer sich hier seine Heimat einrichten will, muss mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit rechnen oder zumindest gut ignorieren können, dass der Ort in mancherlei Hinsicht, vor allem in Fragen der alltäglichen Kultur und des Wirtschaftens, eine Insel ist. Wir können es nur wie ein unguutes Magenziehen beschreiben, wenn der gesamte Elternbeirat des örtlichen Kindergartens gegen die Einhaltung der Landesgesetze stimmt, damit es für die Kleinen weiterhin täglich Fleisch zum Mittagessen geben kann. Oder wenn wir feststellen müssen, wie Wenige im Dorf im Blick haben, dass sie mit der Renovierung eines alten Hauses oder mit Neubauten zum Ortsbild beitragen. Oder wenn im Frühjahr alles Land rund um den Ort glyphosiert und anschließend mit antibiotikahaltiger Gülle getränkt wird. Ein Gefühl mangelnder Zugehörigkeit, das uns jedoch gleichzeitig bestätigt, wie dringend notwendig die (Gegen-)Beispiele der ökologischen Schlossgärtnerei und des nachhaltigen und ästhetischen Bauens sind. Manchmal ermüdet uns die Empörung als Einzige, ein Problem zu sehen und einen Punkt machen zu wollen. Alternativen, Differenzen, Qualitäten sind nicht im-

mer erwünscht im ländlichen Raum, zumindest in unserem konkreten Fall. Es herrscht eine Stimmung der Pragmatik, des Sichrechnens, der Quantität.

Dennoch, oder vielleicht gerade wegen solcher kulturellen Differenzen, werden wir für andere sichtbar. Aufgrund mehrerer oder einzelner Gemeinsamkeiten aus den Bereichen Bau-, Wirtschafts- und Essenskultur entstehen immer wieder neue Verbindungen. Diese Kontakte helfen uns, uns nicht einzugeln und unser Bestreben, die Heimat räumlich über den Schlosshügel auszudehnen, nicht aufzugeben.

Die rund 20 Menschen, die auf dem Schlossgelände leben, haben völlig unterschiedliche Alter, Berufe, Herkünfte, Einkünfte, Lebenserwartungen und -entwürfe. Unter diesem Aspekt erstaunt das soeben beschriebene insulare Heimatgefühl. Wo kommt es her? Was ist es, das wir teilen? Zum einen ist es das Schloss selbst. Seine räumliche Ausdehnung, seine Historie und Kontinuität, seine Materialität, seine baulichen Qualitäten und seine Bedürftigkeit kreieren unter den hier Tätigen das Gefühl eines gemeinsamen Projektes. Das, was ohne das historische Bauensemble als Nebeneinander erscheinen würde (Gartenbau, Architektur, Gastronomie, kulturelle Begegnungen), bekommt mit Schloss ein Dach.

Und noch etwas teilen wir Bewohnerinnen und Bewohner von Schloss Bedheim: Den Umstand mehrere Heimaten zu haben. Wir haben zuvor an anderen Orten gelebt, zu denen wir immer noch Beziehungen pflegen und in die wir teilweise sogar zurückkehren. Schloss Bedheim wird so zu einem Ort der Kontinuität und des Übergangs. Auch wenn Heimat und Identität nicht immer gleichzusetzen sind, wird klar, wie abwegig die Vorstellung ist, wer mehr als eine Identität habe, sei nicht integer (mit dieser verstiegenen Äußerung stieß der Facebook-Gründer Mark Zuckerberg 2010 eine Debatte über plurale Identitäten an). Sehr viel richtiger scheint uns die Erkenntnis, dass dem Begriff Heimat nur grammatikalisch der Plural fehlt, und wie wichtig es ist, diesen gegen das überlieferte Sprachgefühl zu benutzen. Zu akzeptieren, dass Menschen mehrere Heimaten haben, macht nicht nur tolerant, der Plural nimmt dem Wort auch die Schlagkraft zur politischen Instrumentalisierung.



Kannawurf: Aus Paletten und Abbruchholz entsteht ein Theater



Fotos: Roland Lange



Schwarzatal: Ehemalige Fabrikantenvilla Unterweißbach (l.)



und das Hotel zur Linde Fotos: Dörthe Hagenguth (l.), Thomas Müller (r.)



Saalfeld: Bewohnerinnen und Bewohner bauen einen Tandoorofen (l.)



und feiern Fotos: Hanka Giller



Grundsteinlegung Neue Remise 2017 (l.), Cafe, Schloss und Neue Remise (r.)



Fotos: Studio Gründer Kirfel



© ArTo / Fotolia

DIE DRESDNER NEUSTADT ALS „ORT DES WIDERSTANDS“

Im Gespräch mit Karin Hartmann erklärt
Nilsson Samuelsson, was die Dresdner
Neustadt ausmacht und warum er mit dem
Begriff „Heimat“ noch nicht ganz warm
geworden ist.



Foto: Ulrike Samuelsson

Nilsson Samuelsson
arbeitet als Stadtplaner für die Landeshauptstadt
Dresden.
nsamuelsson@dresden.de

Herr Samuelsson, bei unserer Recherche für das Heft haben wir „Orte des Widerstands“ gesucht. Orte, die als Heimat gegen Veränderungen verteidigt wurden oder werden. Orte, an denen etwas erhalten werden sollte, das durch eine Veränderung vielleicht verloren geht. Viele Einzeldenkmale sind uns eingefallen, aber wenige Quartiere, in denen eine Entwicklung gelungen ist. Ist die Dresdner Neustadt aus Ihrer Sicht so ein Ort?

Ich denke schon, dass Sie mit Dresden Neustadt einen Stadtteil mit einer Art Widerstandstradition finden. Faktisch in Form von konkreten Aktionen zu einzelnen Themen, aber auch als stadtteileigene Identität oder Lebensstil. Diese Identität geht zurück bis in die Zeiten der DDR. Der tatsächlich im Zweiten Weltkrieg nicht zerstörte Stadtteil ist von der städtebaulichen Struktur her im Wesentlichen noch intakt, war aber von einem in Teilen sehr starken baulichen Verfall betroffen.

In den 1980er-Jahren hatte die damalige Stadtverwaltung schon Pläne für den Abriss des Stadtteils und wollte ihn durch einen neu zu errichtenden Stadtteil ersetzen. Zu dieser Zeit zogen Studenten, Musiker und Künstler zusammen mit vielen Menschen, die zum Teil ihr ganzes Leben in der Neustadt gewohnt hatten. Schon dieser Einzug in den für den Abriss bestimmten Stadtteil war eine Art Widerstandshandlung gegen den Abriss, aber auch das Bekenntnis zu einem Stadtteil mit einem maroden Charme, ungewöhnlichen Möglichkeiten und Freiheiten. Aus dieser Stimmung heraus ergab sich auch die Idee zum Stadtteilstfest „Bunte Republik Neustadt“ in den frühen 1990er-Jahren, als bunte gesellschaftliche Enklave, als Ausnahmezustand innerhalb der Stadt. Dazu gehörte auch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Prozess der deutschen Wiedervereinigung. Es ist kein Geheimnis, dass das Engagement zum Widerstand immer wieder von der Neustadt ausging, wie zum Beispiel gegen die Waldschlösschenbrücke, überdimensionierte Verkehrsanlagen und Standortentwicklungen in der Nachbarschaft. Heute hat die Neustadt immer noch eine deutliche und sichtbare Rolle in der Stadt, wenn es um die Mobilisierung von engagierten Menschen zu Themen wie Umweltschutz, soziale Gleichberechtigung, Kampf gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit geht.

Sie sind Stadtplaner bei der Landeshauptstadt Dresden im Bereich Innenstadtplanung. Wie blicken Sie als Experte auf die Neustadt? Wie wurden Sanierung und Entwicklung der Dresdner Neustadt planerisch umgesetzt? Hatte die Stadt eine Idee, wie sich eine Sanierung auf die Bewohnerinnen

und Bewohner auswirken würde? Gab es einen Plan, die Bevölkerung mit einzubeziehen?

Ja, seit 2010 arbeite ich als Stadtplaner bei der Stadtverwaltung, aber ich wohne sogar schon seit 1998 in der Neustadt. Die planerische Umsetzung wurde ab 1991 im Rahmen des förmlich festgesetzten Sanierungsgebiets „Äußere Neustadt“ so umgesetzt, wie das Baugesetzbuch es vorsieht. Übrigens war das damals das erste Sanierungsgebiet der Landeshauptstadt Dresden nach der deutschen Wiedervereinigung.

Das Sanierungskonzept präsentieren meine Kolleginnen und Kollegen auf der Webseite der Stadt Dresden. Ich denke, dass man rückblickend damals erstaunlich gut erkannt hat, welche Möglichkeiten aber auch Probleme die Sanierung des Stadtteils mit sich bringen könnte. Ganz wesentlich war es, die Bewohnerinnen und Bewohner durch die Sanierung trotz der zentralen und sehr attraktiven Lage des Stadtteils nicht zu verdrängen. Das ging dann auch einher mit dem Ziel, die Bedürfnisse der Bewohner im Vorfeld zu dokumentieren und dann in die Sanierungssatzung zu integrieren. Dies verhindert heute nicht, dass die Mieten im Stadtteil steigen und Bewohnerinnen und Bewohner verdrängt werden. Das Planungskonzept zielte aber von Anfang an darauf, diesen Verdrängungseffekten möglichst entgegenzuwirken und sie abzumildern. Der Verkauf des kommunalen Wohnungsunternehmens 2005 war in diesem Zusammenhang natürlich kontraproduktiv. Über die Jahre haben sowohl die technischen Möglichkeiten als auch der Wunsch aus der Zivilgesellschaft nach mehr Transparenz, Beteiligung und Mitbestimmung zugenommen. Sicherlich wären die Verantwortlichen heute deswegen gerade an den Beteiligungsprozess etwas anders herangegangen. Dennoch war das Sanierungsgebiet Neustadt mit den vielen kritischen und teilweise auf Widerstand gebürsteten Einwohnerinnen und Einwohnern in meinen Augen am Ende ein gutes Reallabor, um Methoden für zukünftige Beteiligungsprozesse zu entwickeln. Methoden von denen wir heute noch in der Verwaltung profitieren können.

Welche Rolle haben Anwohnerinnen und Anwohner sowie Eigentümerinnen und Eigentümer gespielt? Gab es Konflikte? Wie wurden diese gelöst?

Sanierungsziele umzusetzen heißt ja oft konkret, die Interessenskonflikte zu erkennen. Diese muss man lösen, um die vom Stadtrat beschlossenen Ziele zu erreichen. Die Konflikte basieren auf wirtschaftlichen Erwartungen der Eigentümer,

städtebaulichen Qualitätsansprüche an den öffentlichen Raum, Gebäudesanierungen, Wohnstandards und Mietniveau. Das Sanierungskonzept bildete da eine gute Grundlage, um die Interessen mit einem deutlichen Ziel vor Auge auszugleichen. Das bedeutete natürlich auch Kompromisse, aber brachte immer wieder auch Gesamtlösungen, von denen alle betroffenen Akteure profitierten.

Wenn Sie Besuch bekommen – wie würden Sie die Dresdner Neustadt heute präsentieren?

Wenn ich Besuch habe, gehen wir immer einmal durch die Neustadt und sehen uns die Straßen und Plätze, Restaurants, Cafés und Läden an. Aber inzwischen muss ich nicht lange laufen, bis ich jemanden treffe, den ich kenne und den meine Gäste auch gleich kennenlernen können. Das finde ich und das fanden meine Gäste auch oft toll, zumal manche da wirklich neue Freundschaften geschlossen haben. Vielleicht schwer zu zeigen, aber wirklich beeindruckend finde ich die Alaunstraße. Hier hat sich ein eigener Verhaltenskodex aller Verkehrsteilnehmer entwickelt. Wo man in anderen Städten und Stadtteilen in Dresden sofort angehupt, angekingelt oder angebrüllt wird, weil man irgendwie immer im Weg ist, ist der Umgang in der Alaunstraße zwischen allen, die sich auf der Straße bewegen, zuvorkommend und kommunika-

tiv. Autos fahren vorsichtig und hupen nicht, Fahrradfahrer und Fußgänger weichen Autos und anderen Fahrradfahrern und Fußgängern aus, ohne zu brüllen. Die Alaunstraße ist ein Shared Space, der ohne Anleitung funktioniert. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich sie entlanglaufe oder -fahre. Das versuche ich auch immer, meinen Besucher zu zeigen.

Sie sind zugezogen. Was glauben Sie: Wie würde ein Dresden-Neustädter sein Heimatquartier Gästen beschreiben? Was ist die Seele dieses Ortes, die es zu verteidigen galt und gilt?

Da die Neustadt wirklich sehr stark von verschiedenen Subkulturen geprägt ist, gibt es wahrscheinlich keine eindeutigen Erzählungen und Orte von „dem Dresden-Neustädter“ oder „der Dresden-Neustädterin“. Es gibt zum Beispiel die Dresdner aus der Musikszene, die die Seele der Neustadt mit Clubs und Bühnen wie der Groovestation oder dem Ostpol verbinden. Dann wiederum gibt es gleichzeitig eher traditionelle Vereinskulturen wie die Gemeinde der Martin-Luther-Kirche. Sie versteht sich genauso als integrierter Bestandteil des Stadtteils wie die politischen Vereine der Parteien oder Kultur-, Friedens- und Umweltorganisationen an ihren jeweiligen Standorten. Vielleicht gibt es aber eine Art Einigkeit darüber, dass diese Vielfalt von Akteuren und Interessen für die Neustadt wichtig ist und sie attraktiv macht.

Welche Entwicklung hat die Dresdner Neustadt aus Ihrer Sicht insgesamt genommen?

Im Vergleich mit den ruinösen aber auch spannenden Wohnungen, Gebäuden, Kneipen, Clubs, Straßen und Plätzen aus den 1990er-Jahren ist Dresden Neustadt heute doch sehr saniert. Das klingt jetzt vielleicht nach Nostalgie, aber ich meine das nicht so. Das war alles spannend und hatte auch einen morbiden Charme, aber sicherlich musste man sich früher oder später um Häuser, Straßen und Menschen kümmern. So sind die Bewohner wahrscheinlich auch ordentlicher. Und ja, die Mieten sind gestiegen, manche sind auch deswegen aus der Neustadt weggezogen. Dennoch glaube und hoffe ich, dass die Neustadt nach wie vor ein spannender Stadtteil geblieben ist, in dem viel los ist und in dem sich auch Zugezogene und Gäste willkommen und wohl fühlen.

Ist die beschriebene Besonderheit, das Lebensgefühl, erhalten geblieben?



Foto: Stephanie Mau

„Zuvorkommend und kommunikativ“: Verkehrsteilnehmer in der Alaunstraße

Erhalten ist hier vielleicht nicht das richtige Wort. Dresden Neustadt ist schon seit DDR-Zeiten sehr stark von einem Willen nach „Veränderung zum Besseren“ geprägt. Aber zur Veränderung mit, im und zum Bestand gehörten nicht nur Straßen und Gebäude, sondern auch die Menschen, die dort wohnen, arbeiten oder auf Besuch sind. Das Lebensgefühl ist vor allem gewachsen und hat zum Teil andere Ausdrucksformen als in den 1980er-, 1990er- und 2000er-Jahren gefunden. Und ich denke, das ist auch gut so.

Wie konnte in der Dresdner Neustadt über die Sanierung eventuell ein Lebensgefühl erhalten bleiben, das viele mit „Heimat“ assoziieren?

Das ist wirklich eine komplizierte Frage, gerade wenn es um die Neustadt geht. Sehr viele, die hier wohnen, würden die Neustadt nicht wirklich als ihre „Heimat“ bezeichnen. Das glaube ich. Und das nicht, weil sie den Stadtteil nicht mögen oder sich teilweise sehr stark mit dem Stadtteil, ihren Subkulturen und ihren Lebensstilen identifizieren. Das liegt eher daran, dass das Wort „Heimat“ durch die deutsche Zeitgeschichte einen „ungastfreundlichen“ und ausschließenden Klang bekommen hat.

Viele verbinden „Heimat“ auch ein bisschen mit „Museum“, und das will auch nicht so richtig mit dem Lebensgefühl in der Neustadt zusammenpassen.

Um die Frage zu beantworten: Es ist hier dank und trotz der Sanierung sehr gut gelungen, ein bestehendes Lebensgefühl zu erhalten und zu entwickeln, das viele außerhalb der Dresdner Neustadt mit „Heimat“ assoziieren würden. Aber dies ist zum Teil genau deswegen gelungen, weil man das Sanierungsgebiet eben nicht „Heimatgebiet Dresden Neustadt“ genannt und es als solches betrachtet hat – da hätte dieses Lebensgefühl Schwierigkeiten gehabt zu gedeihen.

Gibt es Ansätze, die in der Dresdner Neustadt umgesetzt wurden, die Sie anderen Städten empfehlen würden? Was sollte man stadtplanerisch lieber nicht wiederholen?

Man hat in der Neustadt einen guten Ausgleich gefunden, und viel Respekt für die Bestandsbebauung sowie ein fundiertes Verständnis für die Bedürfnisse der verschiedenen Nutzergruppen von heute. Das ist ganz wesentlich, damit das Gebiet weder museal noch allzu stark sozial segregiert und gentrifiziert wird. Aus stadtplanerischer Sicht würde ich persönlich den Wohnungsbestand des stadteigenen Wohnungsunternehmens nicht noch einmal privatisieren. Es wäre in meinen Augen besser gewesen, wenn die Gemeinde einen realen Einfluss auf den Wohnungs- und Immobilienmarkt behalten hätte. Aber das ist Schnee von gestern. Jetzt haben wir ein neues städtisches Wohnungsunternehmen gegründet.

Herr Samuelsson, Sie kommen gebürtig aus Schweden und sind seit 1998 in Dresden. Was bedeutet Heimat für Sie persönlich?

Früher, als ich in Schweden einheimisch war und nicht wie jetzt in Deutschland ein Migrant, habe ich wenig über das schwedische Wort „Hembygd“ nachgedacht. Ich habe dann vor allem an ein paar alte Blockhäuser hinter dem Altersheim in dem schwedischen Dorf Vånga gedacht. Dort ging ich als Kind zur Schule. Drinnen roch es nach altem Holz, Staub und Stoff und da standen alte Stühle und ein Tisch, ein Webstuhl, ein paar Milchkannen, eine Sense, eine Sichel. Anderes altes Werkzeug lag in einem altmodisch bemalten Schrank. Einmal pro Jahr hat uns die alte Dame Alma aus dem Altersheim unserer Schulklasse erzählt, wie das Leben früher in so einem Haus war. Das deutsche Wort „Heimat“ habe ich dann in der 7. Klasse im Deutschunterricht gelernt und dann lief auch die Fernsehserie „Heimat“ von Edgar Reitz. Da das Wort während des Nationalsozialismus, sagen wir mal, missbraucht wurde, habe ich große Schwierigkeiten, es als positiv zu empfinden. Ich weiß ja, dass das Wort die Fürsorge um unsere Umwelt, Traditionen und unsere Familien, Nachbarn, Gäste und Mitmenschen mit einschließen soll. Aber ich kann es bis heute leider nicht so empfinden. Wer weiß, das kommt vielleicht noch.

Vielen Dank für das Gespräch!



MIGRATION UND FACHWERKSTADT

Eine Symbiose?

Migration und Fachwerkstadt – nicht erst heute eine Herausforderung für Zivilgesellschaft und Kommunen. Welche Strategien und Lösungsansätze bietet die „Fachwerktriennale 2019“, um für Neuankommende eine neue Heimat zu schaffen?

Dr.-Ing. Uwe Ferber

ist Geschäftsführer der StadtLand GmbH Leipzig und arbeitet in europäischen und nationalen Projekten der Stadt- und Regionalplanung.
uwe.ferber@stadtland.eu

Prof. Manfred Gerner

ist Präsident der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstädte (ADF) und als Experte für Fachwerk und Holzkonstruktionen, aber auch für die Realisierung von Bau- und Sanierungsprojekten seit 40 Jahren national und international tätig.
info@fachwerk-arge.de

Viele Menschen geraten beim Blick auf eine idyllische Fachwerkkulisse ins Schwärmen und bringen diese mit dem Inbegriff von „Heimat“ in Verbindung. Fachwerkhäuser und Fachwerkstädte symbolisieren geradezu die Sehnsucht nach Beständigkeit, Harmonie und bürgerschaftlichem Zusammenhalt in einem ansprechenden architektonischen Ambiente. Dies war jedoch nicht immer so. Der Hamburger Architekt Burkhardt berichtet in der Bauwelt zum Beispiel aus einer Befragung der Bürger Hann. Mündens in den 60er-Jahren: Viele Bürger empfanden ihre „Heimat als düster und eng, baufällig und unzeitgemäß“ (Brinkmann 2012). 50 Jahre später bietet sich ein differenzierteres Bild. In vielen Städten ist es durch die Pflege der lokalen Wirtschaft, die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements oder den wachsenden Tourismus gelungen, ihre historische Bausubstanz neuen Nutzungen zuzuführen. Andere Städte, die diese

Potenziale nicht hatten oder bislang nicht heben konnten, haben dagegen mit Leerstand und Verödung zu kämpfen. Sie bieten immer weniger Bürgern eine Heimat.

Auch viele Migranten zog es in die Fachwerkstädte im Westen des Landes, während deutsche Bewohner häufig Richtung Suburbia abwanderten. Günstiger freier Wohnraum machte die Fachwerkstadt zur historischen „Arrival City“. Die Erfahrungen mit diesen Prozessen sind durchmischt und leider nicht immer eine „Erfolgsgeschichte“. In vielen Städten halten ein „Downtrading Prozess“ und eine „Billigvermietung“ unsanierten Wohnraums an, viele Fachwerkstädte sind heute überwiegend städtebauliche Sanierungsfälle. Migration und Integration sind gleichermaßen Teil des Problems wie Potenzial zur notwendigen Zukunftssicherung (Ferber/Gerner 2014).

Die Philosophie der Fachwerktriennale 2019

Wie Fachwerkstädte ihr Potenzial nutzen können, hat schon in den vergangenen Jahren die Stadt Hann. Münden im Bundesprogramm „Soziale Stadt“ aufgezeigt. Mit Sprachkursen für Migranten sowie Bauberatungen bis hin zum Umbau eines Fachwerkhauses zur Moschee gelangen wichtige erste Schritte zur Integration.

In dieser Kontinuität setzt das im Jahr 2017 begonnene Projekt „Fachwerktriennale 2019 – Integration in Fachwerkstädten“ als Projekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik an. Es unterstützt Initiativen, die die Integration von Migranten durch bürgerschaftliches Engagement, Qualifikation in Bauhandwerk und Bildung von Wohneigentum miteinander verknüpfen. Die Kommunen kooperieren dabei mit lokalen Initiativgruppen aus Bürgerschaft, (Bau)Handwerk, Jobcentern und überbetrieblichen Weiterbildungseinrichtungen. Gebäude dienen als Lehrbaustellen. Ziel ist es, den Migranten eine Chance zur Beschäftigung in stark nachgefragten Berufssegmenten zu eröffnen und einen Anreiz zum Verbleib im ländlichen Raum zu setzen. Darüber hinaus soll das Vorhaben neues Personal im Bau- und Zimmereihandwerk schaffen (ADF 2019).

Die Fachwerktriennale 2019 präsentiert neun Integrationsinitiativen in historischen Fachwerkstädten und der „assozierten“ Stadt Neumünster. (ADF 2018). Wie so oft zeigt sich, dass das integrativ angedachte Konzept in der Praxis mit

vielen Hürden zu kämpfen hat. Es ist kein Selbstläufer, Qualifizierungsmaßnahmen für Migranten im Bauhandwerk mit praktischen Aufgaben der Fachwerksanierung zu verknüpfen. In allen Initiativen sollen die beteiligten jungen Menschen Fähigkeiten in der praktischen handwerklichen Arbeit hinzugewinnen und theoretische, praktische sowie soziale Kompetenzen für ihr späteres Berufsleben erwerben. Die Initiativen bedienen sich dafür bei Angeboten der Jobcenter, berufsqualifizierenden Maßnahmen von Bildungszentren und freiwilligen Qualifizierungsleistungen von Handwerksbetrieben.

Eschwege und Duderstadt: Maßnahmen des Jobcenters

In Eschwege bringt das Ausbildungszentrum Werra-Meißner-Kreis seine langjährigen Erfahrungen bei der Ausbildung von Flüchtlingen mit ein. Es bietet die Ausbildung am „Fachwerk“ in spezifischen vom Jobcenter finanzierten Kursen an. Im Kleinmaßstab entsteht ein „Modell-Fachwerkhaus“. Die Auszubildenden (Heimische und Geflüchtete) lernen dabei die Erfordernisse energetischer Bauweisen kennen. Der Versuch, diese Qualifizierungsleistungen auch in den zahlreichen leer stehenden Fachwerkhäusern Eschweges zu erbringen, scheiterte jedoch sowohl an der Zurückhaltung der Hauseigentümer als auch an Bedenken, öffentlich geförderte Maßnahmen in privaten Objekten umzusetzen.

Einen Schritt weiter sind die Akteure in Duderstadt. Die Gesellschaft für Arbeit und Berufsförderung Südniedersachsen mbH qualifiziert Jugendliche zunächst in Holzarbeiten an kommunalen Gartenhäusern in den historischen Bürgergärten. Die in Fachwerkkonstruktion errichteten Gartenhäuser waren Teil einer Landesausstellung Städtebau 1994 und werden mit einem neuen Gestaltungskonzept aufgewertet. Es handelt sich um eine gemischte Maßnahme des Jobcenters für Geflüchtete und deutsche Jugendliche (unter 25 Jahren) mit der Gesellschaft für Arbeit und Wohnförderung (§ 45) und dem Programm „Soziale Teilhabe am Arbeitsmarkt“.

Hann. Münden: Mit Praktika zum Zimmerhandwerk

Ein rein ehrenamtliches Modell ist der Beitrag Hann. Müdens. Die Initiative „ein.münden e.V.“ engagiert sich schon seit 2015 für unbegleitete Jugendliche. Im Juli 2018 startete

das erste Fachwerktriennale-Baucamp, das Jugendlichen handwerkliche Fähigkeiten vermittelt. In diesem Zusammenhang bauen die Teilnehmer ein kleines Fachwerkhaus komplett auf. Fachleute (z. B. Zimmerer und Schmiede an der vorhandenen Feldschmiede) vermitteln ihnen grundlegende Fertigkeiten aus erster Hand. Die Jugendlichen vertiefen im Projekt auch ihre Deutschkenntnisse, wobei der Schwerpunkt auf den Fachbegriffen im Handwerk liegt. Die Unterbringung erfolgt im benachbarten Waldpädagogikzentrum. Die Lotto-Stiftung trägt das Projekt.

Celle: Brücke zum Handwerk

Die Fachwerkstadt Celle mit 1.500 Einwohnern und der größten jesidischen Gemeinde in Deutschland ist schon lange ein Ort der kulturellen Integration. Als Beitrag zur Fachwerktriennale 2019 ist zunächst die Sanierung eines historischen Backhauses in Fachwerkbauweise geplant. Das Projekt



Foto: Celle Tourismus und Marketing GmbH

Stechbahn in Celle, der ehemalige Turnierplatz der Stadt mit Fachwerk-Ensemble

ist klein und überschaubar. Hier lassen sich die Projektidee und -struktur zur Qualifizierung von Flüchtlingen testen. Die Auszubildenden kommen von der Berufsbildenden Schule II – Axel Bruns Schule. Sie übernehmen zunächst einfache Arbeiten wie das Abtragen des Fachwerks und des Ofens an alter Stelle sowie den Aufbau des Ofens, des Fachwerks und des Daches. Träger ist die Bürgerstiftung Celle, Handwerksbetriebe werden auf freiwilliger Basis als fachliche Begleiter eingebunden.

Ein zweites Vorhaben wird in der Altstadt vorbereitet. Hier sanieren Jugendliche und Geflüchtete gemeinsam ein ehemaliges Werkstattgebäude, das Kibis gehört, der Beratungsstelle im Selbsthilfebereich.

Neumünster: Bauhütten für neuen Wohnraum

In Neumünster führen die Stadt und das Jobcenter ein Pilotprojekt durch, das Migranten im Bauhandwerk auf der Grundlage des Integrationskonzeptes „Willkommen in Neumünster – Konzept für das Zusammenleben in unserer Stadt“ qualifiziert. In einem sanierungsbedürftigen Wohngebäude wird 2019 eine Bauhütte eingerichtet. Das Jobcenter nutzt dafür Arbeitsgelegenheit-Maßnahmen. Perspektivisch sollen im Pilotgebäude zusammen mit dem Netzwerk der

Fachwerk-ARGE und der Stiftung Trias Wohnmodelle entwickelt werden, um die Brücke zur Wohneigentumsbildung zu schlagen. Angebote zur Wohneigentumsbildung sichern die Integrationserfolge ab. Der Deutsche Bauorden betreut die Qualifizierungsmaßnahmen.

Spangenberg: Stadtsanierung mit dem Jobcenter

In der Stadt Spangenberg in Nordhessen gab es bereits Projekte, in denen Geflüchtete Fachwerkhäuser saniert haben. Herausragendes Beispiel ist das Fachwerkgebäude „Burgsitz“, das Geflüchtete unter Anleitung der Werkhütte Kassel auf Vordermann brachten.

Als Beitrag zur Fachwerktriennale 2019 wird die Villa Spangensteinen saniert und neu konzeptioniert. Das ehemalige Wohngebäude liegt direkt an der historischen Stadtmauer und an einer der Hauptzufahrten in die Spangenberg Altstadt. Die Mildens-Stiftungen e. V. haben das Gebäude erworben. Das Jobcenter schreibt eine Qualifizierungsmaßnahme aus. Das Gebäude aus dem Jahr 1671 (Gewölbekellerbereich) mit diversen rückwärtigen Anbauten wird einer neuen Nutzung zugeführt. Vorgesehen sind ein Laden- und Bürobereich, ein Lager der Gewandmanufaktur und eine Werkstatt für lebendiges altes Handwerk. Zur Planung gehören auch Vorführungen und Mitmachaktionen. Die „Gewandmanufaktur“ verleiht mittelalterliche Gewänder. Zudem sind Gast- und Kunstlerausstellungen sowie Kulturveranstaltungen möglich.



Foto: Stadtmarketing Herborn GmbH

Herborn: Qualifikation und Integration stehen im Mittelpunkt

Herborn und Seligenstadt: Lokale Initiativen vermitteln Perspektiven im Handwerk

Zwei der Teilnehmerstädte – Herborn und Seligenstadt – entwickeln Dialogangebote mit Eigentümern und Handwerksbetrieben in Fachwerkstädten.

Das „Netzwerk Flüchtlingshilfe Herborn“ entwickelt ein Gesamtkonzept, um seine Initiativen zur Vermittlung von Ausbildungsplätzen zu verstetigen. Dazu will es neue Partner aus Handwerk und Industrie gewinnen. Qualifikation sowie Integration als Bürger der Fachwerkstadt stehen im Mittelpunkt. Praktische Unterstützung soll durch Hilfe zur Selbsthilfe und mit Angeboten zur Qualifikation und Wohnen in Herborn ergänzt werden. Als Etappenziel gilt der Aufbau eines neuen Begegnungszentrums in der Fachwerkstadt. Migranten der vergangenen Jahre sollen ehrenamtlich Engagierte in der Flüchtlingshilfe künftig stärker unterstützen. Für die Initiativen soll die Verknüpfung mit Fördermaßnahmen

men aus dem Bund-Länder-Programm „Aktive Kernbereiche“ genutzt werden.

In Seligenstadt hat sich eine private Initiative aus rund 300 Bürgern zusammengefunden. Sie entwickelt Konzepte, mit denen sich eine „Willkommenskultur“ fördern und stärken lässt. Der Arbeitskreis „Willkommen in Seligenstadt“ gliedert sich in mehrere Sparten: Sprache, Willkommenskultur, Arbeit, Wohnen, Event, Sport und Patenschaften. Mit dem Projekt „FLIDUM“ (Flüchtlinge lernen integrativ Deutsch und mehr) macht der Arbeitskreis bundesweit positiv Schlagzeilen.

Das NSP-Konzept der Seligenstädter Initiative umfasst die langfristige, individuelle und vor allem kontinuierliche Betreuung der Flüchtlinge mit den Kernelementen: Spracherwerb und Identifikation, berufliche Qualifikation, Wohnen. Die Geflüchteten werden somit in einer langfristigen „Perspektivallianz“ betreut.

Riedlingen: Lokale Unternehmen übernehmen die Regie

Ein besonders gelungenes Fallbeispiel einer privaten Initiative ist die Sanierung des ehemaligen Gasthofes „Schwanen“ in Riedlingen. Die meisten Bürger begriffen die starke Migration 2015 als Chance. Themen wie die notwendigen Unterbringungskapazitäten, der Leerstand in der Fachwerkstadt und der Fachkräftemangel ließen sich im Pilotprojekt gleichermaßen adressieren.

Das Gasthaus mit rund 900 m² Wohnfläche stand schon mehrere Jahre leer und war quasi dem Verfall preisgegeben. Zugleich suchte die Stadt Riedlingen nach Standorten für bezahlbaren Wohnraum, der sich zunächst als einfache Lösung „auf der grünen Wiese“ am Stadtrand anbot. Durch die Initiative der lokalen Unternehmergruppe Mark/Henle/Selg entstand eine Investorengruppe, die das Fachwerkhaus mit einer neu gegründeten GbR sanierte und dem sozialen Wohnungsbau zur Verfügung stellte. Die Stadt garantiert die Anmietung auf die Dauer von zwölf Jahren. Mit der Sanierung wurden Geflüchtete aus Afghanistan erfolgreich in der Fachwerksanierung eingesetzt und qualifiziert. Dies geschah jedoch anders als in öffentlichen Modellen ohne formellen Abschluss.

Vorteile des Modells liegen in der flexiblen privaten Entwicklung, Sanierung und Trägerschaft ohne den Einsatz von Fördermitteln. Ein altes, denkmalgeschütztes Fachwerkhaus in der Innenstadt mit hohem Sanierungsrückstau wurde durch einen wirtschaftlich rentablen Mietertrag denkmalgerecht



Foto: Stadt Spangenberg

Geflüchtete sanierten das Fachwerkgebäude „Burgsitz“ in Spangenberg

saniert und wieder Wohnzwecken zugeführt. Offen bleibt, ob dieser erste Qualifizierungsschritt ausreicht, um Flüchtlinge dauerhaft an Stadt und Arbeitgeber zu binden. Eine „Brücke“, beispielsweise zur Bildung von Wohneigentum, wurde noch nicht geschlagen und wird im Rahmen der Fachwerktriennale 2019 diskutiert.

Fazit

Die unter dem Dach der Fachwerktriennale zusammengeführten Beiträge im Umgang mit Migration und Integration zeugen von Vielfalt und Kreativität sowie der Bereitschaft zum bürgerschaftlichen Engagement in historischen Städten. Mit der Fachwerktriennale innerhalb der Nationalen Stadtentwicklungspolitik gelingt die externe Unterstützung und die Vernetzung der Initiativen. Das ermöglicht zugleich einen praxisnahen Einblick in die aktuelle Situation in den Kommunen. Das gemeinsame Handeln „unter einem Dach“ stützt die Projekte trotz der sich verschlechternden gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie zum Beispiel der Unsicherheit bei der Abschiebep Praxis auch aus Ausbildungsverhältnissen.

Die Verknüpfung von Qualifikation auf der Grundlage berufspraktischer Bau- und Sanierungsvorhaben ist ein wichtiger Schritt zur Integration. Mit Blick auf die Beispiele der Fachwerktriennale stellt sich jedoch die Frage, wie es gelingen kann, die jetzt noch experimentellen Erfahrungen zu verstetigen. Dabei sind die Hürden nicht unüberwindbar:

- Wie zu erwarten, waren die lokalen Unternehmen sehr offen gegenüber den neuen Ansätzen der Fachwerktriennale, selbst gegenüber Experimenten. Das arbeitsmarktpolitische Instrumentarium muss allerdings breiter anwendbar werden. Das gilt auch für die formalen Anforderungen der Jobcenter an die Maßnahmen bezüglich



Foto: Celle Tourismus und Marketing GmbH

Pipenposten-Brunnen in der Celler Altstadt

der Arbeitsmarktneutralität. Werkbaustellen sind deshalb bisher nur im öffentlichen oder gemeinnützigen Eigentum möglich, private Denkmäler lassen sich nicht in die Aktivitäten einbeziehen.

- Darüber hinaus fehlt es in den Praxiseinsätzen an Sachmitteln für Materialien und Fremdleistungen bei der Fachwerkhaussanierung (z. B. Architekt, Haustechnik).
- Herausforderung und Anreiz zugleich ist bei solchen Projekten die Notwendigkeit, vielfältige Akteure aus den unterschiedlichsten Sektoren zusammenzuführen und in kooperative Strukturen einzubinden. Der unzureichende Austausch zwischen planerischen und sozialen Fachverwaltungen, aber auch zwischen Wirtschaft und Bürgerschaft steht einem Erfolg noch zu oft im Wege. Gestärkt werden müssten Schnittstellen zwischen allen Beteiligten, insbesondere zwischen Stadtentwicklung/Stadtsanierung und kommunalen Integrationsbeauftragten.

Der nach wie vor hohe Aufwand zur Überwindung dieser Hürden steht auch eine mittel- und langfristig angelegte Strategie im Wege, die insbesondere stärker Modelle vorantreiben müssen, die Wohneigentum in Klein- und Mittelstädten schaffen.

Nicht zuletzt müssen sich auch die Migranten zu den Qualifizierungsgeboten und ihrer Zukunft im ländlichen Raum

bekennen. Dies stellt sie vor die Wahl, einer Arbeit im Niedriglohnssektor mit „höherem“ Einkommensniveau gegenüber der Qualifikation im handwerklichen Arbeitsmarkt den Vorzug zu geben. Auch müssen sie selbst entscheiden, dem Druck aus den „Communities“ zum Umzug in migrationsgeprägte Stadtquartiere nachzugeben.

In der Gesamtschau auf viele Fachwerkstädte zeigt sich deshalb, dass der Wandel zum verantwortlichen „Fachwerkbürger“ nur mit einer aktiven Integrationspolitik gelingen kann. Arrival Cities im Sinne von Doug Saunders (2011) entstehen nicht von selber, sie brauchen neue Instrumente in verschiedenen Handlungsfeldern: passende Bildungsangebote an Neubürger, informelle Zwischenlösungen für bau- und arbeitsrechtliche Anforderungen oder niedrighschwellige Zugänge zu Leerständen. Hierzu gehören auch ein intensiver bürgerschaftlicher Dialog in den Altstädten, Beratungsangebote, qualifiziert durchgeführte Maßnahmen zur Schaffung von kostengünstigem Wohnraum durch Migranten und sozial schwächere Bevölkerungsschichten.

Es darf nicht bei vagen Willensbekundungen bleiben, sondern braucht personelle und finanzielle Ressourcen innerhalb und außerhalb der öffentlichen Verwaltung. Damit können die von der Fachwerktriennale aufgezeigten Synergien zwischen Migranten, Bürgerschaft und Wirtschaft mobilisiert und zur angestrebten Symbiose für die Heimat in der Fachwerkstadt werden.

Literatur

ADF – Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstädte, 2019: Fachwerktriennale 2019. Zugriff: www.fachwerk-triennale.de [abgerufen am 18.02.2019].

ADF – Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstädte, 2018: Integration von Migranten durch bürgerschaftliches Engagement, Qualifikation in (Bau)Fachberufen und Wohneigentumsbildung in der Fachwerkstadt – Workshopdokumentation.

Brinkmann, Ulrich: Weiterbau der Fachwerkstadt. In: Bauwelt, 18/2012.

Saunders, Doug 2011: Arrival City. Über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte. Von ihnen hängt unsere Zukunft ab. Karl Blessing Verlag.

Ferber, Uwe; Gerner, Manfred: Rezeptbuch für Bürgermeister. Fulda 2014.

EIN HAUS FÜR IMMER

Heimat in informellen Quartieren in Kolumbien

Wie kann Heimat entstehen, wenn eine Verwurzelung an einem für die eigene Lebensgeschichte wichtigen Ort aufgrund der politischen oder sozioökonomischen Bedingungen schwierig oder unmöglich ist? In weiten Teilen Lateinamerikas müssen sich Menschen ihre Heimat hart erkämpfen. Ein Blick nach Kolumbien soll die nach dem Ende des Bürgerkriegs verbundenen Herausforderungen damit aufzeigen.

Prof. Dipl.-Ing. Martin Hoelscher

ist Stadtplaner und Architekt, lehrt Städtebau, Stadt- und Regionalentwicklung im Bachelor-Studiengang Stadtplanung an der Detmolder Schule für Architektur und Innenarchitektur der Hochschule Ostwestfalen-Lippe (HS OWL), im Master Städtebau NRW und als Gastprofessor an der Universidad de La Salle in Bogotá. Er forscht im urbanLab der HS OWL zur informellen Stadt in Lateinamerika und Europa und ist freiberuflich als Planer und Gutachter tätig.

martin.hoelscher@hs-owl.de



CASA RAÍZ

Das Observatorio Urbano (OU) an der Facultad Ciencias del Habitat, Universidad de La Salle Bogotá, beschäftigt sich seit etwa zehn Jahren mit der Rolle von Planung, Architektur und Bauen im Kontext informeller Siedlungen. Mit dieser thematischen Ausrichtung ist die Fakultät der wichtigste Partner der Detmolder Schule für Architektur und Innenarchitektur an der Hochschule Ostwestfalen-Lippe (HS OWL), was die akademische Zusammenarbeit mit Lateinamerika betrifft.

Im Rahmen von Praktika, Studien- und Abschlussarbeiten in den Studiengängen Architektur und Stadtplanung, in Konferenzen und Workshops mit internationaler Beteiligung und in Kooperation mit Kommunen, der Zivilgesellschaft und Stiftungen sind am OU in vielen kolumbianischen Regionen Projekte entstanden, die mit der Expertise aus den Planungswissenschaften die Lebensbedingungen der Menschen in kleinen Schritten verbessern konnten.

Kontext Lateinamerika

Architektur und Stadt entstehen im Spannungsfeld individueller und kollektiver Ansprüche an den Raum. Sie richten sich normalerweise stark nach räumlichen Parametern – etwa den Begabungen und Charakteristiken des Ortes und den daraus abzuleitenden Chancen und Restriktionen für eine bauliche Entwicklung. Sie reagieren aber auch auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie Sozioökonomie, Gleichheit und Möglichkeiten zur Partizipation.

In vielen lateinamerikanischen Gesellschaften sind diese Rahmenbedingungen radikal anders als in den Ländern der nördlichen Hemisphäre. Sie sind von sozialen und ökonomischen Disparitäten geprägt, die an das Europa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erinnern. Im Ranking des

Gini-Koeffizienten, der weltweit die Ungleichheit zwischen den wohlhabendsten und den ärmsten Gruppen der Bevölkerung beschreibt, befinden sich auf den ersten 30 Positionen größter Ungleichheit 16 afrikanische und 14 lateinamerikanische Länder – andere Kontinente sind erst ab Position 31 vertreten (Indexmundi 2018a). Während die im Ranking aufgelisteten afrikanischen Volkswirtschaften mit Ausnahme von Südafrika (Gini Rang 1) im globalen Maßstab kaum wahrgenommen werden, zählen zu den 30 extrem ungleichen Ländern mit Brasilien (Gini Rang 10), Kolumbien (11), Mexico (19), Chile (23) und Venezuela (26) fünf der sechs stärksten Volkswirtschaften Lateinamerikas (Indexmundi 2018b). Brasilien (207,4 Mio. EW), Mexico (124,6 Mio.), Kolumbien (47,7 Mio.) und Venezuela (31,3 Mio.) gehören



Fotos: Martin Hoelscher

Räumliche Ungleichheit: Wohlhabendes Quartier in La Paz, informelles Quartier in Lima

zugleich zu den fünf bevölkerungsreichsten Länder Lateinamerikas (Indexmundi 2018c) – hier leben zusammen rund 66 Prozent der gesamten lateinamerikanischen Bevölkerung.

Auf dem zu etwa 80 Prozent urbanisierten lateinamerikanischen Subkontinent sind Städte für einen Großteil der Bevölkerung heute das bevorzugte Lebensumfeld. Mit den sozioökonomischen Disparitäten sind meistens auch spezifische räumliche Eigenschaften verbunden, die das Leben der Menschen und ihre Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe direkt beeinflussen. Bilder aus São Paulo und Mexiko-Stadt, Lima und vielen weiteren Großstädten zeigen die räumlichen Erscheinungsformen der sozialen Ungleichheit. Besonders die Metropolen sind einerseits der Wohn- und Lebensort der wohlhabenden urbanen Eliten, die Politik und Wirtschaft, Bildung und Kultur der Städte – manchmal eines ganzen Landes – prägen und maßgeblich beeinflussen. Die-

se Eliten leben in modernen, gut durchgrünt und mit allen Infrastrukturen ausgestatteten Quartieren.

Auf der anderen Seite verbinden die ärmeren Teile der Bevölkerung seit etwa 50 Jahren Städte jeder Größe mit der Hoffnung auf physische Unversehrtheit, bessere Einkommen, besseren Zugang zu sozialen Angeboten und Perspektiven für die individuelle Zukunft. Auch wenn die von ihnen bewohnten Quartiere von fehlenden Freiraum- und Infrastrukturangeboten geprägt, sozial benachteiligt und häufig in Risikolagen verortet sind, sind Städte immer noch ein das Engagement und die Lebensentwürfe vieler Menschen bestimmendes Glücksversprechen – Doug Saunders beschreibt das Vertrauen der Menschen auf eine bessere Zukunft in der Stadt unter anderem anhand eines Viertels in São Paulo (Saunders 2011: 436 ff.).

Kontext Kolumbien

Seit Mitte der 1960er-Jahre prägt militärische Gewalt die gesellschaftliche Situation in Kolumbien. In einem über 50-jährigen Bürgerkrieg, dem „conflicto armado“, dem bewaffneten Konflikt, kamen seit 1985 etwa 270.000 Menschen ums Leben (Unidadvictimas 2018), in der Mehrzahl Zivilisten. Die wesentlichen Akteure waren ursprünglich der kolumbianische Staat mit Militär, Polizei und Geheimdiensten, andererseits mehrere in den 1960er-Jahren gegründete linke Guerillagruppen, die sich für eine bessere gesellschaftliche Teilhabe der Land- und Stadtbevölkerung einsetzten. Dazu kamen die überaus grausamen, paramilitärisch organisierten und zwischen 1996 und 2006 unter dem Akronym AUC (Autodefensas Unidas de Colombia) zusammengeschlossenen „Selbstverteidigungsgruppen“ der Großgrundbesitzer sowie, vor allem in den 1980er-Jahren, mehrere extrem gewalttätige Drogenkartelle. Im Lauf des Konflikts sind diese Akteure unterschiedliche, ihren Interessen dienende Koalitionen eingegangen, die eine klare Zuschreibung der Urheberchaft der Gewalt schwer machen.

Kolumbien ist heute weltweit, noch vor Syrien, das Land mit den meisten Binnenvertriebenen. Das UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge geht davon aus, dass in der Folge des bewaffneten Konflikts seit 1985 etwa 7,7 Millionen Menschen (UNHCR 2018: 33 ff.) ihre ursprünglichen Lebensmittelpunkte in meist ländlichen Regionen verlassen haben, in urbane

Zentren gezogen sind und ein auch im räumlichen Sinn randständiges Leben begonnen haben. Die „desplazados“, die Binnenvertriebenen, versuchen, dort eine neue Heimat zu finden – ein schwieriges, von zahlreichen Widerständen begleitetes Unterfangen. In der Folge haben Großstädte und regionale Zentren ein beschleunigtes Stadtwachstum erfahren, das sich vielfach in informellen Siedlungen, unzureichender Versorgung mit öffentlicher Infrastruktur und Umweltproblemen bemerkbar macht. Die in den Herkunftsregionen zurückgelassenen Dörfer und kleine Farmen verfielen oder wurden illegal in landwirtschaftliche Großbetriebe integriert. Zu den „desplazados“ kommen seit etwa zwei Jahren eine unbekannte, laut kolumbianischer Tagespresse aber sicher sechsstelligen Zahl Geflüchteter aus Venezuela dazu, die in Kolumbien eine Überlebensperspektive suchen.

2016 hat der kolumbianische Staat mit der FARC (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia), der größten Guerillagruppe, einen Friedensvertrag geschlossen. Er sichert deren Mitgliedern im Gegenzug für die Niederlegung der Waffen weitgehende Hilfen bei der gesellschaftlichen Wiedereingliederung zu. Ein Frieden mit anderen Guerillagruppen und ein wirksames Vorgehen des Staates gegen die Nachfolger der AUC stehen noch aus. Obwohl der Vertrag seitens des Staates nie engagiert umgesetzt wurde und von der seit wenigen Monaten amtierenden rechtskonservati-



Foto: US Department of State – public domain

Unterzeichnung des Friedensabkommens mit der FARC durch Präsident Santos 2016

ven Regierung sogar in Frage gestellt wird, verbinden viele „desplazados“ damit die vage Hoffnung, in ihre Heimatregionen zurückkehren zu können. Die imaginierte Heimat gibt es jedoch nicht mehr: industrialisierte Landwirtschaft, Berg-

bau und Ölförderung haben nicht nur die Dörfer und Farmen verändert, sondern auch Wälder und Gewässersysteme, Landschaften und Erinnerungsorte.

Stadtentwicklung in Kolumbien

Stadtentwicklung in Lateinamerika wird häufig als „ciudad emergente“ bezeichnet, als entstehende Stadt. Sie ist in vielfacher Hinsicht entstehend: im Sinn der Konstitution und Organisation sozialer Gemeinschaften, die sich finden und gemeinsam eine Zukunft gestalten; im Sinn der schrittweisen Identifikation der Menschen mit einem zunächst fremden Lebensumfeld, das so zu einem Ort ihrer individuellen

Lebensgeschichte wird; aber auch im Sinn der zwei- und dreidimensionalen Ausdehnung der gebauten Umwelt über bestehende Siedlungsränder, administrative Grenzen und geologische Risiken hinaus. In diesem Prozess spielt das Bauen eine bedeutende Rolle als Initialzündung für die Aneignung von Raum durch die in ihm lebenden Menschen und damit für das Entstehen von Stadt: „Ein Haus für immer“ ist

das erklärte Ziel und faktische Realität der Menschen, die in der „ciudad emergente“ die Wurzeln für ihre Zukunft legen (Camargo Sierra 2015: 191).

Die „ciudad emergente“ entsteht, von wenigen formellen Bauvorhaben abgesehen, in weitgehender Abwesenheit von Planung: weder folgt die städtebauliche Struktur einer über die Verwertbarkeit des Bodens hinausgehenden Logik noch erfüllen die Gebäude Normen und Standards oder folgen gar einem gestalterischen Konzept. Ein wesentlicher Grund für Stadtentwicklung und Bauen ohne Planung liegt unter anderem darin, dass die formelle Produktion von Stadt dem Wachstumsdruck der Bevölkerung keine ökonomisch erreichbare Perspektive entgegenhalten kann (Fernandes 2011: 14): So weist der Stadtentwicklungsplan für Bogotá für 2009 bis 2012 Stadterweiterungsflächen für den sozialen Wohnungsbau im Umfang von 2.058 Hektar aus – nur einen Bruchteil des prognostizierten Bedarfs von 6.229 Hektar bis 2020 (Banco Mundial/DNP 2012: 17).

Stadtplaner, Architekten und Landschaftsarchitekten sind an der Entstehung der informellen Quartiere der „ciudad emergente“ nicht beteiligt und lediglich im günstigsten Fall für nachträglich zu errichtende graue und grüne Infrastrukturen zuständig. Herausragende Beispiele dafür sind die ins Metro-system integrierten Seilbahnlinien und die Stadtteilzentren der „Parques Bibliotecas“ und der „Unidades de Vida Articula-

da“ in Medellín, emblematische Infrastrukturen, Gebäude und Freianlagen, die in den letzten rund 15 Jahren unter der Ägide mehrerer sozial engagierter Bürgermeister in den lange vernachlässigten Quartieren der zweitgrößten Stadt Kolumbiens errichtet wurden und weltweit Beachtung finden (vgl. Hoelscher 2013: 333 ff.).

Als räumliche Konsequenz der vom bewaffneten Konflikt ausgelösten Bevölkerungsbewegungen ist die informelle Stadtentwicklung heute überall in Kolumbien sichtbare Wirklichkeit. In Bogotá leben etwa 27 Prozent der Bevölkerung in ursprünglich informellen Quartieren mit erheblichen qualitativen und quantitativen Defiziten (Banco Mundial/DNP 2012: 13 f.). Administrative Grenzen spielen räumlich keine Rolle – Bogotá ist längst mit seinen unmittelbaren Nachbarstädten im Norden, Westen und Süden zusammengewachsen und bildet mit ihnen einen Siedlungsraum mit etwa 10 Millionen Einwohnern. Informelle Quartiere entstehen aus der Initiative der dort lebenden Menschen nach zwei Prinzipien (Camargo Sierra 2015: 186 ff.): Während „barrios de invasión“ durch illegale Besetzung und Nutzung öffentlicher oder privater Flächen entstehen, werden „barrios piratas“ von ihren Eigentümern oder Investoren jenseits aller Normen und Satzungen als Bauland parzelliert und vermarktet. In ihrer räumlichen und funktionalen Qualität unterscheiden sie sich kaum.



Foto: Martin Hoelscher

„Ciudad emergente“ – Ein Haus für immer in der grenzenlosen Stadt



Foto: Sebastián Sanchez, OU

Casa Raíz – wer verwurzelt ist, der bleibt

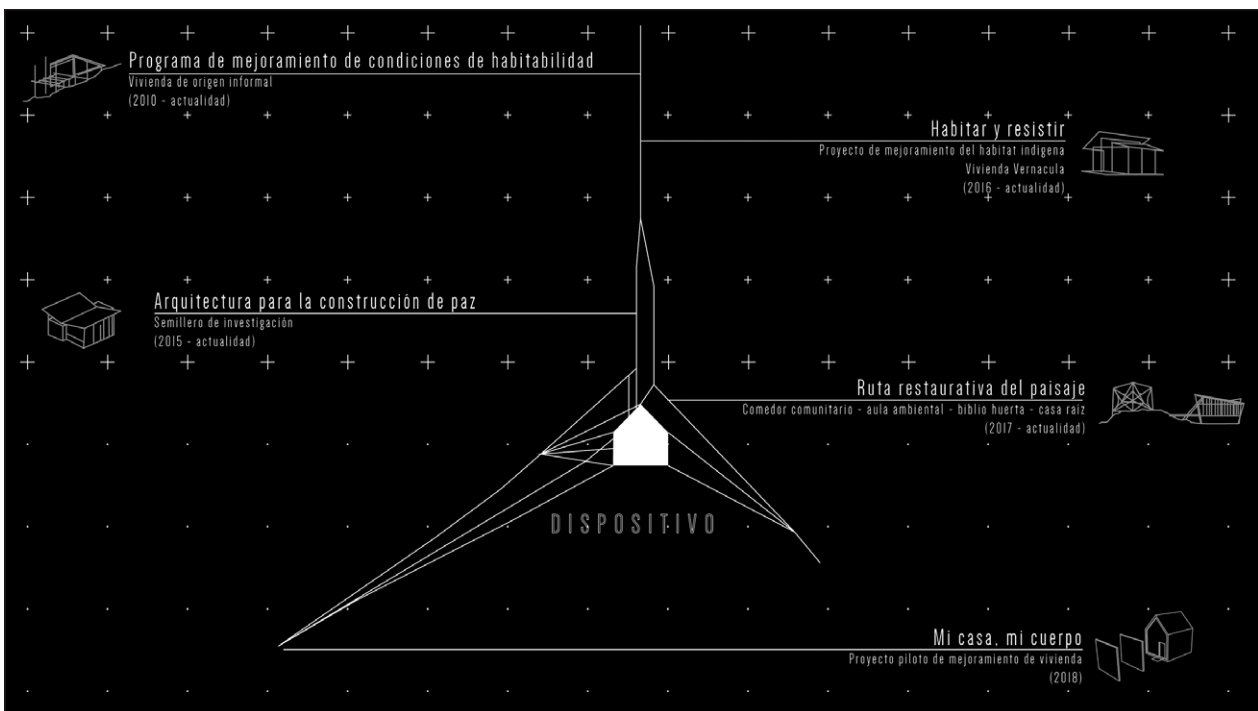
Eines der wichtigsten Projekte des Observatorio Urbano (OU) der Universidad de La Salle steht unter dem Titel „Casa Raíz – quién tiene raíz permanece“ (wer verwurzelt ist, der bleibt). Es entsteht unter Beteiligung von Bürgerinitiativen, Stiftungen, Architekten und mehrerer Hochschulen und reiht sich ein in viele Strategien und Projekte, die die Lebensbedingungen im Post-Konflikt-Kolumbien mithilfe der Planungswissenschaften verbessern (vgl. Sanabria/Hoelscher 2018).

Casa Raíz steht programmatisch für eine Strategie, die nicht nur die räumliche Umwelt der informellen Quartiere, sondern die Verwurzelung der Menschen in dieser Umwelt verändern und verbessern möchte. Im Sinn von Michel Foucault und Giorgio Agamben (2008: 8 f.) versteht sie Architektur als Dispositiv für die Konstruktion von Frieden, für die Transformation der kolumbianischen Gesellschaft hin zu gerechten, gewaltfreien und friedvollen Möglichkeiten des Zusammenlebens. Handlungsfelder sind unter anderem die Verbesserung der physischen und sozialen Lebensbedingungen im Rahmen der integrierten Quartiersentwicklung, Wissenstransfer aus dem akademischen Raum zu den loka-

len Akteuren (und umgekehrt), handwerkliche Qualifizierung der Bewohner für einige Baugewerke und die Stärkung der zivilgesellschaftlichen Strukturen im Quartier.

Jairo Nieto Morales (2015: 71) beschreibt Kommunen als die wichtigsten territorialen Einheiten für die Umsetzung des Friedensprozesses. Seit 2017 ist das OU mit dem Projekt Casa Raíz im Quartier Altos de Pino in Soacha tätig, einer Stadt mit mehr als einer halben Million Einwohnern (informelle Zählungen gehen von ca. 1,2 Millionen aus) unmittelbar außerhalb der südlichen Stadtgrenze Bogotá. Die meisten Bewohner sind während der vergangenen rund 25 Jahre aus den vom Bürgerkrieg betroffenen Teilen Kolumbiens nach Soacha gekommen. Sie leben in den fast ausschließlich informell entstandenen Quartieren in Communities zusammen, die die Herkunftsregionen abbilden und in denen sie auch über längere Zeiträume nur unzureichende territoriale Bindungen zum Ort entwickeln konnten. Ihre Lebensbedingungen mit der Projektarbeit zu verbessern, ist ein wesentlicher Beitrag zur Post-Konflikt-Gesellschaft in Kolumbien.

1 Architektur als Dispositiv



Quelle: Prof. Laura Sanabria, OU

Altos del Pino liegt beiderseits einer unbefestigten Haupterschließungsstraße an einem stark geneigten Südhang. An mehreren davon abzweigenden Erschließungsstraßen reihen sich etwa 75 Quadratmeter große Parzellen (häufig 6x12 m, erfahrungsgemäß ein übliches Maß in „barrios pirata“). Sie sind meistens eingeschossig und fast vollständig überbaut. Die einzig mögliche Belichtung der Häuser erfolgt zur Straße oder zu äußerst knappen Innenhöfen. In der Mitte des Quartiers befinden sich mehrere öffentliche Flächen, die teilweise temporär bebaut sind und als Treffpunkt der Bewohner dienen. Proyecto Escape, eine im Quartier gegründete Bürgerinitiative, organisiert hier kulturelle Events und Aktivitäten der Nachbarn (vgl. Zambrano 2018). Sie ist ein zentraler Akteur im Programm Casa Raíz. Bis heute sind aus der Initiative von Proyecto Escape heraus die „Casa de Botellas“ als ein aus PET-Flaschen gebautes Gemeinschaftshaus, eine kleine selbstverwaltete Bibliothek sowie die „Aula Abiental“ als ein temporäres Tragwerk für Projekte der Umweltbildung und die Anzucht von Saatgut entstanden. Zudem konnte die „Biblio-Huerta“ als Terrassengarten zum Anbau von Gemüse und Kräutern angelegt werden. Letztere waren die ersten beiden vom OU begleiteten Maßnahmen. In Zukunft wird das Ensemble durch ein größeres Gemeinschaftshaus und eine gemeinschaftlich betriebene Kantine für Kinder und bedürftige Erwachsene aus dem Stadtteil ergänzt. Die bauliche Realisierung des Zentrums entsteht im Dialog der Bewohner mit Planern und Architekten. Dies geschieht nicht im Sinn eines abzuarbeitenden Programms, sondern als iterativer Prozess des gemeinsamen Lernens und Entscheidens.

Im Mittelpunkt des Projekts Casa Raíz steht jedoch die bauliche Inwertsetzung von informell errichteten Wohnhäusern im Stadtteil. Dafür hat das OU 2017 und 2018 zwei zehntägige Workshops durchgeführt, bei denen jeweils etwa 30 kolumbianische, 15 deutsche und 5 italienische Studierende gemeinsam mit etwa 30 Bewohnern des Quartiers an deren Häusern gearbeitet haben. Die Bewohner bewerben sich einige Wochen vorher und treffen, sofern sie zur Teilnahme ausgewählt werden, eine Vereinbarung mit dem OU über Art und Umfang der Bauarbeiten und des eigenen Arbeitseinsatzes.

Im Programm geht es zunächst weniger um das äußere Erscheinungsbild der Häuser als um ihre technische und funktionale Qualifizierung. Hintergrund ist die Notwendigkeit einer strukturellen Sicherheit im Sinn der kolumbianischen Baunormen, ohne die selbst eine nachträgliche Legalisierung der Häuser unmöglich ist. Wichtigstes Kriterium für



Foto: Sebastián Sanchez, OU

Quartier Altos del Pino mit öffentlichen Einrichtungen im Zentrum



Foto: Prof. Laura Sanabria, OU

Aula Ambiental vor dem Hintergrund der Nachbarquartiere



Foto: Martin Hoelscher

Planung für das Zentrum

die Auswahl der zu bearbeitenden Häuser ist deshalb ein Nicht-Risiko-Standort, der langfristige Standsicherheit verspricht. Nur solche Häuser können am Tragwerk und am Dach im Sinn der Erdbebensicherheit strukturell verbessert werden. Das gilt auch für technische Verbesserungen wie die Isolation gegen Bodenfeuchtigkeit, den Verputz, die Belichtung, Installationen und Eingangszonen, die vor eindringendem Wasser schützen. Erst wenn die technische Sicherheit des Hauses gewährleistet ist, werden weitergehende Maßnahmen wie Fußböden, Trennwände, Möbel, Fassadengestaltung und die Anlage von Gemüsegärten realisiert, die die Nutzungsqualität für die Bewohner verbessert.

Zweites Kriterium für die Auswahl der Häuser ist die Bereitschaft der Bewohner, nicht nur an ihrem eigenen Haus mitzuarbeiten, sondern das eigene Engagement auch für die Gemeinschaft einzubringen – durch Mitwirkung an den anderen Bauprojekten, für die Verpflegung während der Workshops, für den Schutz der Gruppe in einem nach wie vor nicht gewaltfreien sozialen Umfeld. Diese Form der Gemeinwohlarbeit geht auf den „trueque“ zurück, eine aus der vorspanischen Geschichte Lateinamerikas stammende Form des geldlosen und arbeitsteiligen Tauschs von Gütern und Dienstleistungen, der in den Mangelökonomien der „ciudades emergentes“, unter anderem in Bogotá's südlichsten Stadtteil Ciudad Bolívar, auch heute noch Anwendung findet (Rottenfußler 2011: 41). Schließlich spielt auch das zur Verfügung stehende Budget eine Rolle bei der Auswahl der Bauprojekte. Casa Raíz finanziert die Baumaßnahmen aus den Teilnahmebeiträgen der Studierenden, externen Geldspen-

den, Materialspenden lokaler Unternehmen und der öffentlichen Verwaltung sowie aus finanzieller Unterstützung der beteiligten Hochschulen. Aufwändige Baumaßnahmen wie der Umbau von Sanitärinstallationen oder neue Dachkonstruktionen finden hier ihre wirtschaftlichen Grenzen und müssen in der Regel auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden. Insgesamt wurden bis heute rund 45 Häuser in Altos del Pino umgebaut.

Das Konzept der Casa-Raíz-Workshops richtet sich bisher ausschließlich an engagierte Menschen in einem einzigen informellen Quartier. Es mobilisiert deren Energie, die eigene Zukunft aktiv zu gestalten, indem sie gemeinsam mit den externen Helfern und mit der materiellen Unterstützung durch das OU an ihren Häusern einige der Voraussetzungen für eine spätere Legalisierung schaffen, die außerhalb ihrer eigenen physischen und ökonomischen Möglichkeiten liegen. Dabei kommt es, neben vielen wunderbaren Erlebnissen mit Menschen unterschiedlicher Herkunft und kultureller Hintergründe, leider auch zu Enttäuschungen und Neid bei den Menschen, denen das Programm aus unterschiedlichen Gründen nicht helfen kann. Die gemeinsame Arbeit im Stadtteil ließe sich auch auf andere Akteurskonstellationen übertragen (zum Beispiel auf die Arbeit mit Stiftungen, Jugendgruppen etc.) – das OU experimentiert damit seit Jahren. Trotzdem ist sie wohl kein Modell für die großflächige Inwertsetzung ganzer Stadtteile, an dem ein Großteil der Bewohner partizipieren könnte. Der Arbeitsaufwand und die Kosten würden jeden Maßstab sprengen, und nicht alle Menschen sind zur aktiven Mitwirkung bereit oder in der



Fotos: Martin Hoelscher

Arbeiten an der Außenwand und dem privaten Vorbereich (links) sowie an der inneren Verbindung zweier Häuser



Foto: Svenja Christin Voss, HS OWL

Bewohner, Studierende und Hochschullehrer beim Workshop Casa Raíz 2017

Lage. Die gemeinsame Arbeit kann deshalb glücklicherweise nicht politisch instrumentalisiert werden, sondern ist ein persönlicher Beitrag der Lehrenden und Studierenden des OU und der im Proyecto Escape engagierten Nachbarn für

die Verwurzelung der Menschen in ihrem derzeitigen Lebensumfeld – und damit auch zum Gelingen des Friedensprozesses.

Heimat in Altos del Pino

Die politische und soziale Situation in Kolumbien hat in den letzten Dekaden Millionen physisch und psychisch verletzter Menschen hinterlassen. Sie haben, nachdem sie ihre ursprünglichen Lebensräume verlassen mussten, in den großen Städten nach Orten gesucht, an denen sie weiter leben und arbeiten können – unter anderem in Quartieren wie Altos del Pino. Diese Orte können die Wunden nicht heilen, die der bewaffnete Konflikt an Körper und Seele der Menschen hinterlassen hat. In diesem Zusammenhang spricht

etwa das Centro Nacional de Memoria Histórica von der „Territorialisierung“ des menschlichen Körpers (CNMH 2017: 51). Heimat zu schaffen bedeutet für sie, den Blick über das psychische Territorium ihrer eigenen Verletzungen hinaus auf das geografische Territorium ihres räumlichen Umfelds zu lenken. So gedenkt eine sechsköpfige Familie mit sieben Vogelmotiven auf ihrem im Rahmen des Programms Casa Raíz neu verputzten Haus auch ihres vor einigen Jahren ermordeten ältesten Kindes.

Statements der Bewohner von Altos del Pino

M., sozialer Aktivist: Die Arbeit in unserem Quartier ist ein Prozess der Konstruktion von Gemeinschaft für uns alle. Wir durchbrechen damit auch das Stigma der Gewalt und Kriminalität, das Menschen von außerhalb mit Altos del Pino verbindet.

I., Anwohner: Wir leben hier auf der „dunklen Seite von Bogotá“ [...] Die Veränderungen, die wir gemeinsam geschafft haben, geben mir die Hoffnung und die Energie, unser Viertel weiter zu verbessern.

N., soziale Aktivistin: Wenn wir uns für unseren Stadtteil engagieren, engagieren wir uns für unsere Familien. Und wenn ich mich mit Liebe und Energie für Altos del Pino einsetze, bereichert das unser aller Zusammenleben.

C., Lokalpolitiker: Mit der Arbeit an den Häusern können wir unser soziales Netz weben. Wir verbessern also nicht nur die Situation für jeden einzelnen von uns, sondern auch für die Gemeinschaft in Altos del Pino und für ganz Kolumbien.

Die unvollkommenen, fragmentarischen, heterogenen Orte der „ciudades emergentes“, Orte wie Altos del Pino, die Gemeinwohlarbeit im „trueque“, die Übernahme von Verantwortung für die individuelle und gemeinsame Zukunft können jedoch dazu beitragen, dass die Menschen mit der Einbindung in das solidarische soziale Gefüge des Quartiers, mit der Verbesserung ihrer Wohnsituation und der Beseitigung räumlicher Defizite ihre eigene Mitte finden und aus ihren Behausungen Heimat wird. Statements der Bewohner von Altos del Pino (ihre Namen sind aus Gründen der persönlichen Sicherheit anonymisiert), die im Projekt Casa Raíz aufgezeichnet wurden (keine wörtlichen Zitate, sondern Zusammenfassungen aus längeren Interviews), zeigen, in welchem Maß das Projekt dazu beiträgt (vgl. Infobox).

Für die meisten Menschen ist Altos del Pino inzwischen der langfristige Lebensmittelpunkt geworden. Für sie bleibt auch nach dem Friedensvertrag ein Umzug zurück an den eigenen Ursprungsort eine Utopie – zu vielfältig sind einer-

seits die sozialen Bindungen in den neuen Nachbarschaften, die wirtschaftlichen Anstrengungen zum Bau des eigenen Hauses, die mit der Zeit gefestigten Wurzeln am neuen Lebensmittelpunkt, andererseits die zu erwartenden Gefahren und Enttäuschungen bei einer Rückkehr an den ursprünglichen Heimatort. Die provisorisch erscheinenden Häuser in Altos del Pino sind deshalb zu Orten geworden, mit denen sich ihre Bewohner identifizieren wollen, weil sie hier die Sicherheit finden, die ihnen an anderen Orten genommen wurde. Es sind, faktisch und unabhängig von ihrem technischen Zustand und ihrem rechtlichen Status, Häuser für immer. Sie verändern sich, wachsen, werden bunter, vielfältiger, werden zu individuellen Zeugnissen ihrer Bewohner, zu deren Heimat. Dieser Prozess ist nie abgeschlossen...

„Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod“, sagt ein türkisches Sprichwort: Altos del Pino ist, wie viele Quartiere in den „ciudades emergentes“ in Kolumbien, eine Liebeserklärung an das Leben.



Fotos: Martin Hoelscher

Heimat in Altos del Pino – wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod...

Literatur

Agamben, Giorgio, 2008: Was ist ein Dispositiv? Zürich-Berlin.

Banco Mundial; DNP – Departamento Nacional de Planeación (Hrsg.), 2012: Sistema de Ciudades. Una aproximación visual al caso colombiano. Bogotá.

Camargo Sierra, Angélica, 2015: Hacia un nuevo enfoque de intervención en la ciudad construida informalmente en Bogotá. In: Ward, Peter et al. (Hrsg.): Políticas de Vivienda en Ciudades Latinoamericanas. Bogotá: 185–214.

CNMH – Centro Nacional de Memoria Histórica (Hrsg.), 2017: La guerra inscrita en el cuerpo: informe nacional sobre violencia sexual en el conflicto armado. Bogotá.

Fernandes, Edésio, 2011: Regularization of Informal Settlements in Latin America. Cambridge MA.

Hoelscher, Martin, 2013: Stadt und Zivilgesellschaft – das Konzept der integrierten sozialen Entwicklung in Medellín. In: Altmann, Uwe et al. (Hrsg.), 2013: Jahrbuch Stadterneuerung 2013. Berlin: 329–341.

Indexmundi, 2018a: GINI index (World Bank estimate) – Country Ranking. Zugriff: <https://www.indexmundi.com/facts/indicators/SI.POV.GINI/rankings> [abgerufen am 19.02.2019].

Indexmundi, 2018b: Adjusted net national income – Country Ranking. Zugriff: <https://www.indexmundi.com/facts/indicators/NY.ADJ.NNTY.CD/rankings> [abgerufen am 19.02.2019].

Indexmundi, 2018c: Country Comparison Population. Zugriff: <https://www.indexmundi.com/g/r.aspx?v=21> [abgerufen am 19.02.2019].

Morales Nieto, Jairo, 2015: Qué es el Postconflicto? Colombia despues de la Guerra. Bogotá.

Rottenfußler, Roland, 2011: Die Wohltätigkeitsfalle. In: Zeitpunkt 116: 36–43.

Sanabria, Laura; Hoelscher, Martin, 2018: Casa Raíz – quien tiene raíces permanece. In: urbanLab Magazin #4: 68–71.

Saunders, Doug, 2011: Arrival City. München.

UNHCR – United Nations High Commissioner for Refugees (Hrsg), 2018: Global trends forced displacement 2017. Geneva 2018.

Unidadvictimas, 2018: Víctimas del conflicto armado – Reporte General. Zugriff: <https://www.unidadvictimas.gov.co/es/registro-unico-de-victimas-ruv/37394> [abgerufen am 19.02.2019].

Zambrano, Miguel, 2018: Gesellschaft bauen – Gemeinschaftsprozesse in Soacha. In: urbanLab Magazin #4: 38–40.



URBANE NARRATIVE

Geschichten für Städte im Wandel



Foto: BBSR/Hans Friedrich

Geschichten sind von großer Bedeutung für unser Leben in der Stadt! Verfestigen sie sich zu Narrativen, dann prägen sie die Art und Weise, wie wir die Welt wahrnehmen – und damit auch unsere Teilhabe an Prozessen der Stadtentwicklung und unser Zugehörigkeitsgefühl zu Orten, Städten und Landschaften. Wie lassen sich Planungsprozesse gestalten, die das alltägliche Erzählen stärker berücksichtigen? Wie können Narrative zur nötigen Transformation unserer Städte beitragen?

Stephan Willinger

ist Stadtforscher am Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) und forscht zu lokaler Governance, Narrativem Urbanismus und Partizipation. Er lehrt Informellen Städtebau an der TU Dortmund. stephan.willinger@bbr.bund.de

“*Let us liberate and celebrate and think about the power of story. Let us appreciate its importance to the 21st century multicultural planning project, as a way of bringing people together to learn about each other through the telling of stories.*”

(Leonie Sandercock, 2003)

Beginnend mit der Debatte um die Postmoderne beschäftigen sich seit den 1980er-Jahren immer mehr Menschen damit, wie gesellschaftliche Diskurse und Bilder auf Prozesse der Stadtentwicklung wirken und welche Wertsysteme ihnen zugrunde liegen (vgl. etwa Ipsen 1997 oder BBR 2007). Das wachsende Interesse an sprachlichen Ansätzen lässt sich auf den Cultural turn in den Sozial- und Geisteswissenschaften zurückführen. Dieser vollzog sich Ende des 20. Jahrhunderts und eröffnete – an strukturalistische Theorieansätze anknüpfend – eine neue Perspektive auf die Rolle von Sprache. In vielen Wissenschaftsbereichen entwickelt sich diese Perspektive seit einigen Jahren unter dem Begriff des „Narrativs“ zum Gegenstand umfassender Analysen. Die raumbezogenen Wissenschaften waren bislang eher vorsichtig im Umgang mit diesem Phänomen. Dies scheint sich derzeit zu ändern, wie etwa das Thema der Architekturbiennale Chicago „... and other such stories“ zeigt.

Konstruktivistisch betrachtet dient Sprache nicht nur dazu, Realität abzubilden oder zu beschreiben. Vielmehr erfüllt sie komplexe Funktionen: einerseits hilft sie, die Welt um uns herum zu verstehen, andererseits, die Realität durch menschliches Handeln zu gestalten. Das macht Geschichten zu einem zentralen Medium, mit dem Menschen ihrer Umgebung Sinn verleihen. Geschichten reproduzieren also nicht einfach Ereignisse. Was ein relevantes Ereignis ist, wird immer erst ausgewählt aus einer komplexen und manchmal

chaotischen Umgebung. Erfolgreiche Geschichten breiten sich in die Gesellschaft aus, werden immer wieder erzählt – und gerinnen schließlich zu Narrativen, zu Erklärungsmustern für gesellschaftliche Prozesse und Ereignisse.

„Narrative machen komplexe Situationen und Prozesse [...] verständlich. [...] Narrative schaffen in einem gegebenen Bereich eine soziale und moralische Ordnung. Sie kommunizieren Leitprinzipien und Werte“ (Espinosa et al. 2017: 25). Sie stellen den städtischen Akteuren ein Repertoire an Weltanschauungen, Deutungsmustern, Motiven und Mythen zur Verfügung, die diese als sozialen Rahmen für ihre Wahrnehmungen und Handlungen benutzen. Dies ist umso notwendiger, je mehr sich Identitäten durch gesellschaftliche Entwicklungen wie Globalisierung und Digitalisierung dezentrieren und fragmentieren. Über Narrative erfahren, verstehen und interpretieren Akteure die Welt, mit ihrer Hilfe konstruieren sie ihre (multidimensionalen und immer auch widersprüchlichen) Identitäten und auch ihre Identifikation mit Orten im Sinne von Heimat. Ich folge im Weiteren dem Vorschlag einer offenen Begriffsverwendung von Espinosa et al. (2017: 37), die eine derzeit noch sehr uneinheitliche Verwendung der Begriffe Diskurs, Narrativ und Storyline konstataren. Als Narrative bezeichnen sie „sprachliche Sequenzen, die der Darstellung von Ereignissen, Beziehungen, Prozessen [...] dienen“ und „Bezugspunkte für soziale Akteure bilden“.

Narrative und Stadtentwicklung

Der Begriff des Narrativs scheint in Bezug auf Stadtentwicklung zunächst eher eine Beschäftigung mit Literatur und Film nahelegen, eben jenen Sphären, die Geschichten professionell erzählen und sich dabei auf narrative Weise der Stadt als Szenerie bedienen. Zusammen mit anderen massenmedial vermittelten Erzählungen über Städte (Nachrichten) prägen sie in hohem Maße unsere Wahrnehmung und Handlungs-

optionen. Während die künstlerischen Stadterzählungen eher den kulturellen Hintergrund unseres Wertsystems widerspiegeln, begleiten die Massenmedien Stadtplanung durch aktuelle Interpretationen. Dies erfolgt zumeist mit routinierten Interpretationen unter Bezugnahme auf einen vermeintlichen gesellschaftlichen Common Sense: Da ist die Innenstadt immer nur Ort des Parkens und Einkaufens, Au-

tostaus erscheinen als Verkehrsproblem, Verwaltung als Entwicklungshindernis, Jugendliche als Ruhestörer. Diese „Mainstream-Narrative“ setzen einen interpretatorischen Rahmen für „Stadtgeschichten“ und stabilisieren auf diese Weise traditionelle Bedeutungswelten von Wachstum, Wirtschaft und Wohlstand. Das Erzählen über Stadt ist somit immer zugleich ein Framing, das „both a model of the world [...] and a model for subsequent action in that world“ bereitstellt (van Hulst 2016: 7). Diese Modelle können sich auf die Auswahl bestimmter Themen beziehen, auf die Identitäten relevanter Akteure und ihre Beziehungen, genauso aber auch auf Vorstellungen von politischen Prozessen (vgl. a. a. O.: 11 f.).

Nun sind uns Narrative in der Stadtentwicklung seit Langem bekannt. Sie firmieren dort als „Leitbilder“ und dienen innerhalb der Fachcommunity dazu, unhinterfragte Referenzsysteme zu schaffen. Seit rund 30 Jahren kreist das dominante Narrativ um die folgenden Begriffe: Nachhaltigkeit, Nutzungsmischung, Europäische Stadt. Nikolai Roskamm (2016: 188 ff.) zeigt am Beispiel einiger Berliner Planungsverfahren sehr deutlich, wie auch das bundesdeutsche Planungsrecht (BauGB, BauNVO) nur vermeintlich einen neutralen Rahmen setzt, in Wahrheit aber eine ganze Rei-

he „weltanschaulicher Auffassungen“ mitführt, ohne diese Narrative explizit zu machen. Die Stadtbeschreibungen und spezifischen Sichtweisen von Stadtplanern erzählen durch Auswahl von Themen und Methoden ganz bestimmte Geschichten, wie Richard Sennett (2018: 306 ff.) beschreibt: „Legt man die Folie mit der durch einfarbige Punkte gekennzeichneten Bevölkerungsdichte über das [...] Grundblatt, so erzählt das eine Geschichte. Legt man die Folie mit der Bevölkerungsdichte über eine Karte, die den Wohlstand der Bewohner der Gebäude [...] sichtbar macht, erzählt dies eine ganz andere Geschichte“.

Das Erzählen von Geschichten ist für die Stadtentwicklung in all ihren Phasen und in vielerlei Hinsicht also ein Feld mit hoher Relevanz. Patsy Healey (2002: 1779) sieht die Aufgabe der Stadtentwicklung darin, „to mould multidimensional conceptions of ‚city‘ which both reflect and interrelate the rich diversity and complexity of contemporary urban life while generating a discursive public realm“. Leonie Sandercock (2003: 12 f.) hat schon vor einiger Zeit formuliert, wie sich stadtentwicklungspolitische Akteure vertiefend mit Stadtgeschichten im Sinne eines Narrativen Urbanismus beschäftigen könnten.

Urbane Narrative des Wandels

Das traditionelle Verhältnis von Stadtplanern und Bürgern lässt sich leicht darstellen: Es besteht aus zwei Polen, aus „schlauem Experten“ und „unwissenden Laien“, weshalb Planung hoheitlich und top-down von einem „heroischen Planer“ organisiert wird, der sich als Löser von Problemen versteht. Trotz eines Vierteljahrhunderts kommunikativer Planung sind die Experten-Narrative von Planern immer noch homogen konstruiert, werden wirklichkeitsfremd und knüpfen nicht an den Alltagswelten von Bürgern und Politikern an. Weder die „Europäische Stadt“ noch die „Soziale Stadt“ stoßen außerhalb der Fachwelt auf Resonanz und tragen zur Deutung komplexer Stadterlebnisse bei.

Aus gesellschaftlichen Kontroversen über kollektive Probleme, Wünsche und Lösungsstrategien entstehen aber immer wieder neue Narrative, die in Konkurrenz zu den etablierten Erzählungen treten. „In that sense, a central characteristic of narratives is that they have a transformative potential: through interpreting, selecting and newly combining the elements of a story, they create the necessary precondition for the emergence of an alternative course of action, for new and untested practices and behavior“ (Augenstein/Palzkil: 7).

Im Akt des Erzählens als gesellschaftlicher Praxis zeigt sich, dass jeder Bürger allein durch das Erheben seiner Stimme zum stadtentwicklungspolitischen Akteur werden kann. Es impliziert aber auch, dass Narrative über Stadt stets im Plural gedacht werden müssen. „There is not just one storyteller, there typically are countless storytellers competing for attention“ (van Hulst 2012: 300). Kein Wunder also, dass diese „sehr divergieren, denn so wie es nicht eine städtische Kultur, sondern viele urbane Kulturen gibt, so lassen sich Beschreibungen des Urbanen auch nicht vereinheitlichen“ (Eckardt 2014: 35). Eckardt unterscheidet vereinfachend zwischen einem elitären Narrativ und zahlreichen anderen städtischen Narrativen, die aus seiner Sicht nicht in Opposition zueinander stehen, sondern nebeneinander, als Repertoire nutzbarer Codes. Die meisten dieser sich ständig vermehrenden Narrative unterscheiden sich nicht vom elitären Narrativ, konkretisieren dieses lediglich für einen Ort oder eine Region. Die traditionelle Rollenverteilung wird aufrechterhalten: „Wir Eliten planen weiterhin die Stadt für Dich“ (a. a. O.: 37). Borie et al. (2019: 204) differenzieren zwischen zwei Typen von Narrativen, den konservativen und den transformativen, die sich grundsätzlich gegenüberstehen. Während erstere

eine traditionelle Perspektive legitimieren und bestehende Werte und Machtverhältnisse nicht in Frage stellen, sensibilisieren Narrative der zweiten Kategorie für gesellschaftlichen Wandel und eigene Handlungsmacht.

Narrative verfügen also durchaus über eine politische Dimension. Sie legitimieren Machtverhältnisse oder stellen sie in Frage. Sie können täuschen oder aufklären, blockieren oder aktivieren. Einige konkurrieren miteinander (Soziale Stadt versus Wettbewerbsfähige Stadt), andere existieren nebeneinander. Machtvollere Geschichten setzen sich durch. Sie vergeben Hauptrollen, trennen zwischen Gut und Böse und erzählen davon, wer am Schluss gewinnen soll. „Über die Zuweisung der Rollenmuster werden dem Diskurs also moralische Wertungen eingepflanzt, die das Publikum darüber informiert, wer notwendige Veränderungen initiiert und wer diese blockiert. Dies bedeutet, dass auch in alltäglichen Erzählungen verschiedene Rollen, wie die klassische Heldin, der fiese Schurke, die Intrigantin oder der heimliche Verräter benutzt werden“ (Gadinger/Jarzebski/Yildiz 2015: 16).

Traditionelle Narrative behindern in Zeiten gesellschaftlichen Wandels teilweise die Suche nach angemessenen Lösungen, sie leiten das Denken von innovativen Ansätzen weg. In der Stadtentwicklung ist in den letzten Jahren ein transformatives Narrativ entstanden, das sich mit den Begriffen Postwachstum und Gemeinwohl umreißen lässt (vgl. hierzu etwa Pissarskoi et al. 2018). Solche Narrative besitzen Transformationspotenzial und können „eine aktive Rolle in der Konfiguration neuer politischer Allianzen, kollektiven Handlungen und für soziale Bewegungen, politische Parteien [...] spielen“ (Espinosa et al. 2017: 26). Sie eröffnen Suchrichtungen, die für viele aktuelle Herausforderungen interessant sein könnten. In den Geschichten und in der Praxis von Stadtplanung und Stadtpolitik ist das neue transformative Narrativ bislang jedoch noch nicht angekommen. Ich möchte daher mit dem Begriff „Narrativer Urbanismus“ die Aufmerksamkeit nicht nur auf die Bedeutung von Narrativen in der Stadtentwicklung lenken, sondern auch auf die „anderen“ Geschichten, die über Städte erzählt werden.

Fallstudie I: Von der Heterotopie zum Pilotquartier – wie informelle Akteure in Hannover die Nische verlassen

Das PLATZprojekt in Hannover ist ein städtisches Experimentierfeld, das Mitglieder eines Skatervereins auf einer innerstädtischen Brache als wachsendes Containerdorf entwickelt haben. Es besteht dort bereits seit sechs Jahren und bietet Menschen mit Ideen einen freien Ort mit vielfältigen Möglichkeiten. Von Beginn an erprobten die Projektbeteiligten alternative Raumnutzungen, Finanzierungsansätze und Dialogformate, die in die Gestaltung einer neuen Gemeinschaft eingeflossen sind. Rund um einen „Dorfplatz“ mit Café entstanden nach und nach die unterschiedlichsten Kleingewerbe und Sozialunternehmen: ein Nähatelier, eine Holzwerkstatt, ein offenes Tattoo-Studio, ein Massage-Container, ein Kleiderkabinett, eine Fahrradmanufaktur und eine Containerburg, in der eine offene Werkstatt und Ateliers mit Künstlerresidenzprogramm eingerichtet wurden. All dies vollzog sich basisdemokratisch, basierend auf dem Prinzip der Do-ocracy, einem Entscheidungsverfahren, das viele Stadtmacher-Initiativen nutzen und in dem derjenige entscheidet, der ein Projekt in die Tat umsetzt.

Die Entwicklung dieses besonderen Ortes zeigt, wie zivilgesellschaftliche Akteure im Sinne von Richard Sennett zur Entwicklung einer offenen Stadt beitragen können, „die

unvollständig, fehlgeleitet, konfliktreich und nichtlinear ist“. Der PLATZ entwickelte sich innerhalb kurzer Zeit auch zu einem Knoten im Netz zivilgesellschaftlicher Gruppen, die sich auf lokaler und regionaler Ebene um alternative Formen der Stadtentwicklung bemühen (Zwischennutzungsagentur, Wissenschaftsladen, Umwelt-Netzwerke) und die der Charakter des Ortes und die ihn prägenden Akteure anzieht.

Wie hätten Planer vor sieben Jahren über die Fläche geredet? Vermutlich hätten sie ihn als Erweiterung für einen großflächigen Einzelhandelsstandort ohne Entwicklungspotenzial beschrieben. Vielleicht auch (ganz mutig) als zukünftigen Wohnstandort im Gewerbegebiet. Das ist nun anders: Auch wenn die räumliche Ausdehnung auf eine überschaubare Fläche begrenzt ist, hat das Projekt schnell eine Strahlkraft erreicht, die längst die ganze Stadtregion umfasst. Bundesweit erlangte es durch die Aufnahme als Modellvorhaben im Experimentellen Wohnungs- und Städtebau und damit verbundenen Publikationen einige Prominenz.

Einen Aufruf des Bundes im Jahr 2018 nahmen die Projektakteure schließlich zum Anlass, den Ansatz des PLATZprojekts weiterzuentwickeln und zu skalieren. Über 50 zivilgesell-

schaftliche Initiativen und Unternehmen schlossen sich zu einer „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ zusammen, die zunächst in drei Stadtteilen aktiv werden soll. Diese neuartige kooperative Organisationsform bündelt die Aktivitäten und organisiert so eine breite zivilgesellschaftlich getragene Stadtentwicklung. Im Sinne der Sharing-Economy schafft der Verbund eine Plattform, um den Austausch von materiellen (Werkzeug, Räume) und nicht-materiellen (Wissen, Know-How) Ressourcen zu ermöglichen. In der Stadt – auch in der Stadtverwaltung – spricht man im Zusammenhang mit diesem Projekt von einem „Momentum“, in dem zivilgesellschaftliche Initiativen mit ihrer Kreativität auf neue Art und Weise Stadt mitgestalten können. Wer heute vom PLATZ erzählt, der spricht anders über Stadtentwicklung als vorher.

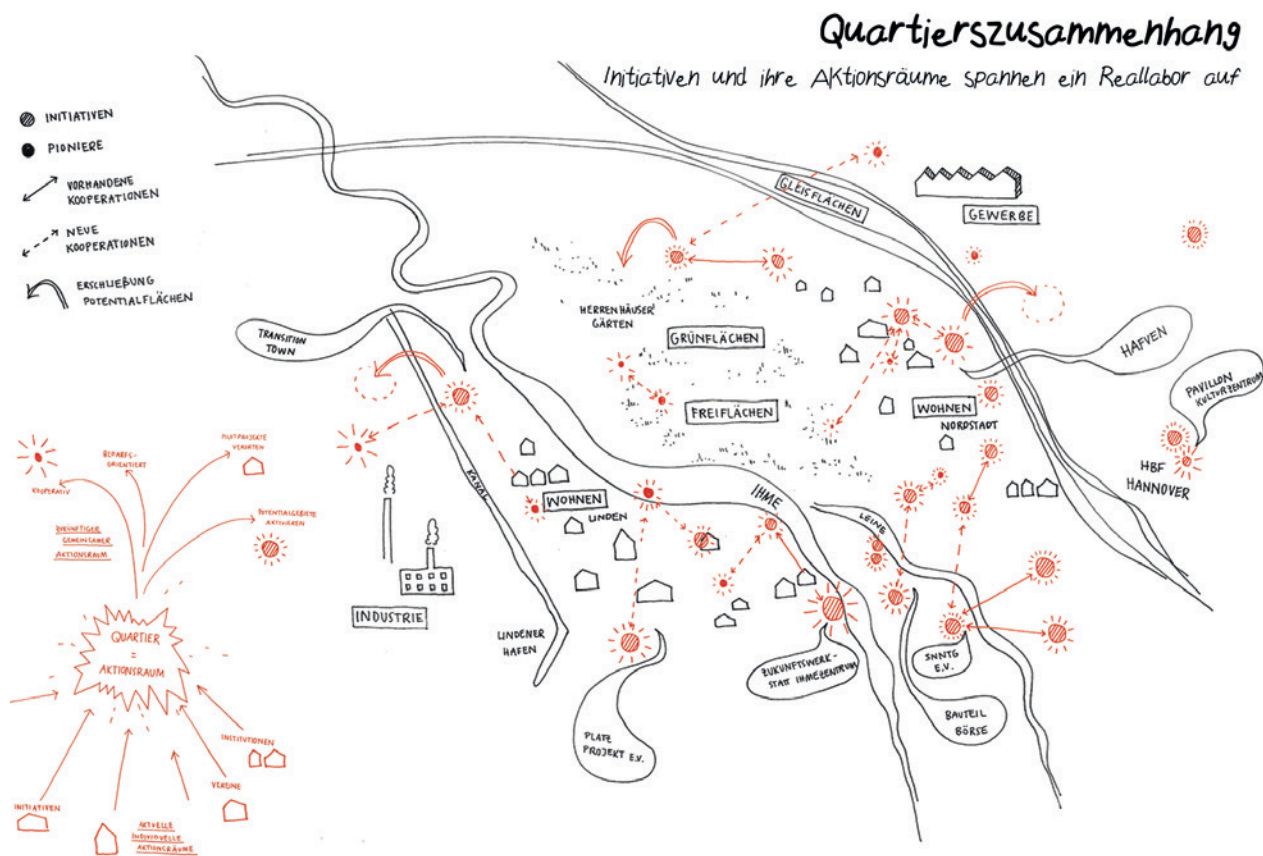


Foto: BBSR/Lukas Becker

Ein Containerdorf als kreativer Ort und als Ausgangspunkt für ein neues Quartiersmodell

1

Das Quartier als Feuerwerk urbaner Akteure – ein Pilotprojekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik



Quelle BBSR-GfaZ/Sarah Nicola

Kleine Geschichten erzählen

Das Beispiel zeigt, dass wir gerade in Bezug auf den Aspekt räumlicher Identität unsere Aufmerksamkeit weniger auf die „großen Erzählungen“, auf die Leitbilder von Städtebau und Stadtplanung lenken sollten, die die Ausbildung und die Praxis der Stadtplanung im vergangenen Jahrhundert geprägt haben. Weil das Handeln der Fachleute und die Vorstellungen der Bürger nicht den gleichen Erzählungen folgen, öffnet sich eine Kluft zwischen Experten und Bewohnern. Es wird daher nicht ausreichen, immer wieder bei der Frage stehenzubleiben, warum die Leitbilder von Nutzungsmischung und Verkehrswende in der Realität bislang kaum wirken. Vielmehr sollte der Fokus mehr auf den „kleinen Geschichten“ der Bürger liegen, die das Alltagsleben und die Stadtnutzung prägen – und damit auch grundlegend entscheiden, zum wem oder was sie sich zugehörig fühlen.

„People use small stories in their interactive engagements to construct a sense of who they are“, stellen Bamberg et al. (2008: 382) fest. Diese Identitätsbestimmung über kleine Geschichten ist „necessarily dialogical and relational, fashioned and refashioned in local interactive practices“ (a. a. O.: 392 f.). Anders als die großen Erzählungen zielen sie nicht auf kohärente und simplifizierende Leitbilder, sondern „urge us to scrutinize the inconsistencies, contradictions, moments of trouble and tension, and the tellers’ constant navigation and finessing between different versions of selfhood in local contexts“ (a. a. O.: 393). Diese besondere Eigenschaft kleiner Geschichten, Komplexität und Widersprüche in neue urbane Narrative aufzunehmen, wird uns später weiter beschäftigen, wenn wir ihre strategische Bedeutung in Prozessen der Stadtentwicklung betrachten.

Fallstudie II: Vom Nicht-Ort zum Stadtplatz – wo ist der Österreichische Platz?

Wo bis zum Frühjahr 2018 unter der Stuttgarter Paulinenbrücke noch ein Parkplatz war, befindet sich nun ein Experimentierfeld für die Zukunft städtischen Zusammenlebens. Von einem öffentlichen Raum konnte bis zum Beginn dieser Aktion kaum die Rede sein. Der sogenannte Platz war in Wirklichkeit eine zugige und dunkle Betonfläche unter einer Hochstraßenkreuzung. Dann entdeckte das Planerkollektiv

„Stadtlücken“ den Ort und initiierte in Zusammenarbeit mit der Stadt Stuttgart und deren Bürgern eine Reihe von Interventionen, um die Aufmerksamkeit ihn zu lenken und ihn zum Möglichkeitsraum zu machen. Bis Ende 2019 wird nun auf dem Österreichischen Platz einiges ausprobiert. Der Ort soll sich dabei im Rahmen einer innovativen Bürgerbeteiligung stetig verändern. Beispielhafte temporäre Nutzungen



Fotos: Stadtlücken e. V.

Kreative Aktionen und urbane Rituale bilden die Grundlage für neue Narrative zum Österreichischen Platz in Stuttgart

sind ein Kinderferienprogramm und ein mehrtägiges Open-Air-Kino. Ein in DIY-Manier gebauter Kiosk bietet Souvenirs an. Ziel ist es, mit einem offenen Prozess der Beteiligung und Ideenfindung mögliche Nutzungen für die Fläche unter dem Brückenbauwerk zu identifizieren und so zur weiteren städtebaulichen Entwicklung dieses Gebiets beizutragen.

Bis Ende 2019 bietet der Österreichische Platz Raum für Initiativen, kreatives Ausprobieren und spontane Ideen von Privatpersonen, Familien, Nachbarschaften, Freundeskreisen

und all jenen, die gestalten möchten oder Raum benötigen. Er ist ein Ort des Miteinanders, des Austauschs, der Kultur und der Geselligkeit – ein Ort für alle, an dem sich jeder einbringen, den jeder nutzen und formen kann, ob kurz und intensiv, gelegentlich oder ausgiebig. Und auch ein Ort zum Erzählen, ein Ort ungewöhnlicher Erlebnisse, des Zusammenkommens und des Austauschs. Die Aktivitäten rund um den Österreichischen Platz bilden so eine reichhaltige Grundlage zur Entstehung neuer urbaner Narrative.

Narrativ planen

Planungsprozesse werden noch zu selten als Gelegenheiten zum Erzählen verstanden, zum Zusammentragen von Geschichten, als Ausgangspunkt für das Legen eines verbindenden roten Fadens durch die Komplexität einer stadtplanerischen Aufgabe. Wie wir in Städten zusammenleben, hat viel damit zu tun, welche Geschichten wir uns darüber erzählen. Prozesse der Stadtentwicklung sollten daher offener sein für Geschichten des Wandels, die vom Common Sense abweichen und neue Möglichkeiten zeigen. Als explizites Planungsinstrument tauchten solche Ansätze Anfang der 1980er-Jahre bei der britischen Architektengruppe NATO (narrative architecture today) auf, die beeinflusst vom französischen Poststrukturalismus Stadtgestaltung mit den alltäglichen Lüsten und Leidenschaften der Menschen verbinden wollte: „A design methodology the opposite to that of functionalism was developed, replacing planning with an accumulation of several narratives“ (Hatton 1984: 5). Das Spektrum an passenden Instrumenten ist breit; es reicht von Mikro-Interventionen bis hin zu umfassenden neuen Szenarien für eine zukunftsfähige, andere Stadtentwicklung in einer heimatstiftenden „informellen Stadt der Zukunft“ (vgl. etwa das Zukunftsbild von Haury/Willinger 2015). Die möglichen Einstiege in die praktische Umsetzung eines narrativen Urbanismus sind zahlreich:

→ Geschichtenerzählen als Aufgabe

Hajer et al. haben 2010 in einem Kompendium dargelegt, wie „starke Geschichten“ aktuell in den Niederlanden von verschiedenen Akteuren aus Stadtplanung, Regionalentwicklung und Raumordnung genutzt werden, um Planungsprozesse demokratischer und nachhaltiger zu gestalten. Ihre These lautet: „Without a strong story there can be no successful planning“ (Hajer et al. 2010: 13). Gemeint sind allerdings nicht die früheren „heroischen“ Visionen von Stadt-

planern. Vielmehr sind aus Sicht von Hajer et al. Geschichten das Instrument der Wahl, um Vision, Wissen und partizipative Demokratie zusammenzuführen. „Nicht unbedingt die Fakten machen eine Geschichte kraftvoll, sondern wie die Erzählung in den Herzen und Köpfen des Publikums einen Sinn erschafft“ (Reinsborough/Canning 2014: 180 f.).

→ Anlässe zum Erleben und Erzählen

Viele Anregungen für ein aktivierendes Verständnis urbaner Narrative kommen aus den immer breiter rezipierten Projekten eines Informellen Urbanismus, die sich zum Motor für kreative Ideen und neue urbane Rituale entwickeln können. Aus kreativen temporären Projekten im Öffentlichen Raum, aus Kunstaktionen und Zwischennutzungen können neue Geschichten entstehen, die zu anderen Vorstellungen über Stadtentwicklung beitragen (vgl. Willinger 2017, BBSR 2014, Wüstenrot Stiftung 2016, Oswalt/Overmeyer/Misselwitz 2013). „So wie der Guerilla-Zebrastreifen in Baltimore, der im Frühjahr 2012 von einigen Bürgern mit billiger Farbe auf den Asphalt gemalt worden war, weil sie sich endlich einen sicheren Übergang wünschten, der dann von den städtischen Behörden rasch wieder entfernt wurde – und doch dazu führte, dass öffentlich so lange über das Für und Wider diskutiert wurde, bis schließlich ein offizieller Fußgängerüberweg entstand“ (Rauterberg 2013: 35 f.).

→ Andere Stimmen zur Sprache bringen

Ein transformativ angelegter Narrativer Urbanismus muss ein neues Framing für die Diskussion um Stadtentwicklungspolitik formulieren und mehr nach lokalen Narrativen suchen, die Bürger erzählen, als nach vermarktbareren Images. Mehr als bisher und noch weitaus strategischer sollten Planer deshalb zuhören, wenn „wilde“ Geschichten erzählt wer-

den. „Hier geht es ums Zuhören, nicht ums Überstimmen, um die Entdeckung von Unerwartetem, das die Entwicklung bereichern und verändern kann, und um die Vielstimmigkeit einer dialogischen Rede, die die Linearität eines konstruierten Monologs durchbrechen kann“ (Hebert 2018: 338). Gegen-Narrative können Planern dann als willkommene Werkzeuge gegen die Übermacht hegemonialer Narrative dienen.

→ Das Ende ... offen!

Wie kann man Geschichten erzählen (lassen), die von alternativen Wirklichkeiten handeln, die andere Rollenmuster beinhalten und legitimieren? Ein erster Hinweis dazu kommt von Richard Sennett, der als Kennzeichen der offenen Stadt „unresolved narratives“ nennt: Geschichten, die nicht in einer für alle komfortablen Lösung enden, sondern offen bleiben für das eigene Weitererzählen, als Aufruf zum Handeln. Einige weitere Hinweise habe ich um die Begriffe der Multiperspektivität und der Subjektivität versammelt (Willinger 2015). Fluide und multiperspektivisch sollte auch unser Umgang mit Narrativen sein, damit wir nicht der Versuchung erliegen, zu einfache Geschichten zu erzählen (vgl. Horx 2009: 224 f.). Das führt nur zurück zu den einfachen Wahrheiten der Projektentwickler und Ingenieure, die schnelle Lösungen präsentieren und damit mehr Menschen ausschließen als zur Teilhabe zu animieren.

So verbindet sich mit einer stärkeren Berücksichtigung urbaner Narrative die Hoffnung, Stadtentwicklung grundlegend zu verändern. Und zwar in eine Richtung, in der die Bodenfrage, die Wohnungsfrage, die Eigentumsfrage, der Umgang mit Gemeingütern, die städtische Resilienz und viele andere Themen nicht mehr als technisch lösbare Probleme angesehen werden, sondern als Herausforderung für stadsgesellschaftliche Aushandlungsprozesse. Dies kann – so die These des Beitrags – nur dann gelingen, wenn zivilgesellschaftliche Akteure und Stadtplaner anders über ihre Städte sprechen und gemeinsam neue Narrative entwickeln, die von politischer Handlungsfähigkeit, Verantwortungsübernahme und von der Stadt als Möglichkeitsraum handeln. Wenn man sich mit Richard Sennett unvollständige und konfliktreiche Städte wünscht, dann können die entsprechenden neuen Narrative weder von Fachleuten noch von Marketingexperten stammen. Sie müssen sich vielmehr aus den kleinen Geschichten entwickeln, aus konkreten Erlebnissen vor Ort, und das Alltagsleben der Bürger als Inspirationsquelle und als Erzählgegenstand nutzen. Sich mit anderen Stadtbewohnern in einer solchen Weise über Stadt auszutauschen und sich Geschichten des Handelns zu erzählen, kann zu einer stärkeren Wieder-Aneignung der Stadt durch ihre Bewohner beitragen. Und was wäre das anderes als der Weg zur Stadt als Heimat?



Foto: BBSR/Urban Catalyst

Literatur

- Augenstein, Karoline; Palzkill, Alexandra, 2016:** The Dilemma of Incumbents in Sustainability Transitions: A Narrative Approach. *Journal of Administrative Sciences*.
- Bamberg, Michael; Georgakopoulou, Alexandra, 2008:** Small stories as a new perspective in narrative and identity analysis. In: *Text & Talk* 28–3.
- BBR – Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), 2007:** Raumbilder und Stadtentwicklung. Informationen zur Raumentwicklung, Heft 12.2007.
- BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.), 2014:** Informeller Urbanismus. Informationen zur Raumentwicklung, Heft 2.2014.
- Borie, Maud; Pelling, Mark; Ziervogel, Gina; Hyams, Keith, 2019:** Mapping narratives of urban resilience in the global south. In: *Global Environmental Change* 54.
- Eckardt, Frank, 2014:** Stadtforschung: Gegenstand und Methoden.
- Espinosa, Cristina; Pregernig, Michael; Fischer, Corinna, 2017:** Narrative und Diskurse in der Umweltpolitik: Möglichkeiten und Grenzen ihrer strategischen Nutzung. *Umweltforschungsplan, Texte* 86/2017.
- Gadinger, Frank; Jarzebski, Sebastian; Yildiz, Taylan, 2015:** Progressive Politik in pragmatischen Zeiten: Politische Narrative gesellschaftlichen Wandels. *Werkbericht Nr. 6 des Denkwerk Demokratie e.V.*
- Hatton, Brian, 1984:** Configuring Mercurius. Code to Capriccio. In: *Architectural Association (Hrsg.): Nigel Coates – Arkalbion*.
- Hebert, Saskia, 2016:** Ein Reisebericht. Oder: Eine Passage durch Raum und Zeit. In: Giesecke, D. et al.: *FuturZwei Zukunftsalmanach 2017/18. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt*.
- Hajer, Maarten, Grijzen, Jantine; van't Klooster, Susan, 2010:** Strong Stories. How the Dutch are reinventing spatial planning.
- Haury, Stephanie; Willinger, Stephan, 2015:** Die informelle Stadt des 21. Jahrhunderts. X-Town 2025 – Ein Szenario. In: *BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Informationen zur Raumentwicklung, Heft 3.2015*.
- Healey, Patsy, 2002:** On creating the 'city' as a collective resource. In: *Urban Studies* 39/10.
- Horx, Matthias, 2009:** Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten.
- Ipsen, Detlev, 1997:** Raumbilder. Kultur und Ökonomie räumlicher Entwicklung.
- Oswalt, Oswald; Overmeyer, Klaus; Misselwitz, Philipp (Hrsg.), 2013:** urban catalyst. Mit Zwischennutzungen Stadt entwickeln.
- Pissarskoi, Eugen; Vogelpohl, Thomas; Schäfer, Tanja; Petschow, Ulrich, 2018:** Diskurse zum guten Leben: Analyse ihrer Begriffe, ihrer Akteure und damit verbundener politischer Strategien (Zwischenbericht). *Umweltforschungsplan, Texte* 17/2018.
- Rauterberg, Hanno, 2013:** Wir sind die Stadt! Urbanes Leben in der Digitalmoderne.
- Reinsborough, Patrick; Canning, Doyle, 2014:** Narrative Analyse der Macht. In: *Beautiful Trouble. Handbuch für eine unwiderstehliche Revolution*.
- Roskamm, Nikolai, 2016:** Zur Genealogie eines Bebauungsplans. Bericht aus dem stadtplanerischen Alltag. In: *Berliner Blätter* Heft 72/2016.
- Sandercock, Leonie, 2003:** Out of the Closet: The importance of Stories and Storytelling in Planning Practice. In: *Planning Theory & Practice*. 1/2003.
- Sennett, Richard, 2018:** Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens.
- van Hulst, Merlijn, 2012:** Storytelling, a model of and a model for planning. In: *Planning Theory* 11 (3).
- van Hulst, Merlijn; Yanow, Dvora, 2016:** From Policy "Frames" to "Framing": Theorizing a more Dynamic Political Approach. In: *American Review of Public Administration* 2016, Vol. 46(1).
- Willinger, Stephan, 2015:** Für eine narrative Stadtentwicklungspolitik! In: van Haaren, Bettina; Schmidt-Kallert, Einhard (Hrsg.), 2015: *Schreiben und Zeichnen als Erkenntniswege im Städtebau*. Technische Universität Dortmund. Blaue Reihe. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 144.
- Willinger, Stephan, 2017:** Informeller Städtebau. In: Reicher, Christa (Hrsg.): *Städtebauliches Entwerfen*. (5. Auflage).
- Willinger, Stephan, 2018:** Von Burgen, Postkarten und Blechdosen. Wie Geschichten die Stadtentwicklung prägen. In: *BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): stadt:pilot* 14.
- Wüstenrot Stiftung (Hrsg.), 2016:** Ephemere Stadtentwicklung. Neue Handlungsspielräume in der Planungskultur.

Ein Leitfaden des Autors zum „Narrativen Entwerfen“ findet sich zum Download auf www.academia.edu



Das nächste Heft:

Europa

Die Europäische Union steht vor großen Herausforderungen: Großbritannien ist auf dem Weg, die EU zu verlassen, neue Länder in Südosteuropa suchen Einlass. Im Zentrum rücken die Gründungsländer, insbesondere Deutschland und Frankreich, enger zusammen, andere Länder schotten sich hingegen ab.

Diese Dynamik hat auch mit regionalen Disparitäten und einer daraus entstehenden Unzufriedenheit zu tun. Viele Menschen fühlen sich benachteiligt, haben den Eindruck, von Politik und Medien ignoriert zu werden – und begehren dagegen auf. Die Folge sind Demonstrationen in Warnwesten oder Protestwahlen.

Die Beiträge im nächsten Heft stellen die aktuelle Debatte um die Unterschiede der Lebensverhältnisse in Europa, um eine gerechte Verteilung von Chancen und Wohlstand und um Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse in den Fokus. Wissenschaftler, Praktiker und Politiker aus Deutschland und Europa beschäftigen sich mit zentralen Fragen zur Zukunft der EU: Wie kann die europäische Raumentwicklungspolitik Disparitäten abbauen und Europa stabilisieren? Welche Rolle spielt dabei die deutsche EU-Ratspräsidentschaft in der zweiten Jahreshälfte 2020? Und wie rückt die europäische Politik näher an den Menschen?

Übrigens...

Auf der IzR-Internetseite bieten wir Ihnen ergänzend zu den Heften Leseproben, ausführliche Autorenporträts und weitere Informationen zum jeweiligen Thema. Dort finden Sie im Archiv 18 Monate nach Erscheinen der Hefte alle Beiträge online.

Besuchen Sie daher auch unsere IzR-Seite: www.bbsr.bund.de/izr

Alle Veröffentlichungen des BBSR finden Sie unter www.bbsr.bund.de

Bestellung: Franz Steiner Verlag
Birkenwaldstraße 44
70191 Stuttgart
Telefon +49 711 2582-314
Telefax +49 711 2582-390
www.steiner-verlag.de/izr





**Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung**

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



Weitere Informationen
www.bbsr.bund.de/izr